



19. Februar 1918

EMIL KLOTH · DAS PROGRAMM DER DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTEN UND DIE DEUTSCHE VOLKS- WIRTSCHAFT

ES gab eine Zeit, da redete man von »dunklen Plänen« der Generalkommission, als diese die Gewerkschaften veranlassen wollte sich mit sozialpolitischen Angelegenheiten zu befassen. Selbst ein Gewerkschaftsorgan fragte in einem Alarmartikel: »Was geht vor?« Und im Anschluß daran äußerte es schwerwiegende Befürchtungen, daß die Gewerkschaften in Bahnen gelenkt werden könnten, die sie der sozialdemokratischen Partei entfremden könnten; denn diese sah die Gewerkschaften vornehmlich als Rekrutenschule für sich an. Auf dem gerade nicht rühmlich bekannten Parteitag zu Köln /1893/ suchte man unter anderm auch den Gewerkschaften daraus einen Strick zu drehen, daß sie sich kurz vorher an einem von bürgerlicher Seite nach Frankfurt am Main einberufenen sozialen Kongreß beteiligt hatten. Man sprach von einem »Canossagang« der Gewerkschaften und dergleichen Dingen mehr. 4 Jahre später nahmen hervorragende Vertreter der deutschen Sozialdemokratie (unter anderen auch Wilhelm Liebknecht) an einem internationalen Kongreß für Arbeiterschutz teil, zu dem auch alle bürgerlichen Parteien eingeladen waren und der vom 23. bis zum 28. August 1897 in Zürich stattfand. Von einem Canossagang war da nicht mehr die Rede. Und jetzt haben die Gewerkschaften selber die Initiative in der Sozialpolitik ergriffen: Auf der sogenannten Geheimkonferenz der Gewerkschaftsvorstände, die im Jahr 1906 abgehalten wurde und dann so viel Staub aufwirbelte, wurde von mehreren Seiten der Wunsch nach einem umfassenden Gewerkschaftsprogramm geäußert. Man war darin einig, daß ein solches geschaffen werden mußte. Der erste Versuch ist jetzt wirklich unternommen worden: Die Gewerkschaften haben ihre Forderungen in programmatischer Weise in einer Denkschrift niedergelegt.¹⁾

Die geschichtliche Gerechtigkeit erfordert es anzuerkennen, daß es für eine junge proletarische Partei, die ihre Anhängerschaft erst mühsam werben und von den bürgerlichen Parteien loslösen mußte, darauf ankam den Scheidungs-

¹⁾ Siehe Sozialpolitische Arbeiterforderungen der deutschen Gewerkschaften: Ein sozialpolitisches Arbeiterprogramm, als Denkschrift der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands überreicht an die gesetzgebenden Körperschaften des Reiches und der Bundesstaaten /Berlin 1918/.

strich zwischen sich und jenen Parteien bestimmt zu ziehen. Ein gewisses Prinzipienwächtertum war dabei von selbst gegeben, und Überschwänglichkeiten mußten mit in den Kauf genommen werden. Bis auf gewisse Kreise hat sich nun allmählich die Partei von ihren übertriebenen Besorgnissen befreit, zumal sie bei jedem ihrer Sturmläufe gegen vermeintliche gewerkschaftliche *Sondertänze* nachträglich einsehen mußte, daß eine *Verwässerung* des Klassenbewußtseins damit nicht verknüpft war und *dunkle Pläne* lediglich in der Phantasie übereifriger, von ewiger Besorgnis erfüllter Prinzipienwächter bestanden. Gewiß ist diese Menschenart auch heute noch nicht ausgestorben. Sie spielt in manchen sozialdemokratischen Kreisen sogar noch die erste Geige und rühmt sich an der Wiege der deutschen Arbeiterbewegung gestanden zu haben. Aber man kann nicht das ganze Leben hindurch von Wiegeliern eingekullt werden. Die Gewerkschaften lehnen es jedenfalls seit langem aus guten Gründen ab diese Unentwegten als Lehrmeister gelten zu lassen.

Es ist also an sich zu begrüßen, daß die Gewerkschaften ein eigenes Programm aufgestellt haben. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß dessen Forderungen schon in jeder Beziehung das Richtige treffen; auch noch nicht einmal, daß seine Grundlage der modernen Auffassung vom Wesen der Sozialpolitik und von der wirtschaftlichen Rolle der Arbeiterklasse in dem Gesamtorganismus der Gesellschaft entspricht. Es ist hier von jeher in zahlreichen Studien dargelegt worden, daß die Arbeiter nicht nur eine soziale Klasse darstellen, die der Unternehmerklasse gegenübersteht, daß sie vielmehr auch in Gemeinsamkeit mit den Unternehmern die eigentlichen Träger der nationalen Produktion sind. Daraus folgt nun wieder, daß ihre wirtschaftliche Vertretung, die Gewerkschaften, sich selber in erster Linie auf den *Produzenten* standpunkt zu stellen, und daß sie von ihm aus auch die Sozialpolitik als vornehmstes Mittel der Erweiterung, Intensivierung und Meliorierung der Produktion zu betrachten haben. Sind die Gewerkschaften in ihrem Programm nun dieser Aufgabe gerecht geworden?

Die sozialpolitischen Forderungen der deutschen Gewerkschaften greifen kräftig in alle Gebiete hinein, die von Einfluß auf die Lage der Arbeiterschaft sind. Eingedenk des Wortes »Wo das Vorrecht beginnt, hört das Recht auf« wollen sie indessen keine Vorrechte für die Arbeiterklasse; aber sie verlangen bewußt die »gleichberechtigte Einfügung der Arbeiterklasse in das Staatswesen«: nicht als Belohnung für die nationale Haltung während des Krieges (die ja um des eigenen Volkes willen eingenommen wurde), sondern weil sie eine Notwendigkeit für den Fortbestand des Ganzen ist.

Das Programm für eine sozialpolitische Organisation gipfelt in der Forderung eines Reichsarbeitsministeriums, dem ein Reichsarbeitsamt angegliedert ist, dem wiederum Landämter für den Bezirk eines Bundesstaats oder einer Provinz sowie Arbeitsämter für den Bezirk eines Stadt- respektive Landkreises unterstellt sind. Die Arbeitervertretung soll schon in den eben genannten Körperschaften eine Heimstätte finden, ihr besonderes Arbeitsgebiet jedoch in den zu errichtenden Arbeitskammern der Bundesstaaten oder Provinzen sowie in den Arbeitsämtern der Stadt- und Landkreise haben. *Weshalb* solche einmal als Arbeitsräte, vorher aber als lokale Arbeitsämter bezeichnet werden, ist nicht recht ersichtlich; es handelt sich da wohl bloß um

einen unbeabsichtigten Wort-, nicht um einen Begriffsunterschied. Sie sollen paritätisch aus Unternehmern und Arbeitern zusammengesetzt sein, mit dem Recht für jede dieser beiden Vertretungen zur Wahrnehmung der besonderen Interessen ihres Standes für sich allein zusammenzutreten, in allen zu den Aufgaben der Kammern gehörenden Fragen ihren eigenen Standpunkt darzutun, Entscheidungen zu treffen und Bericht zu erstatten. Das ist um so notwendiger als die freien Gewerkschaften sich ursprünglich für reine Arbeitskammern erklärt hatten und die Unternehmer in den Handels- und Handwerkerkammern bereits ihre besonderen öffentlichen Standesvertretungen besitzen, die den Arbeitern fehlen. Zu den Aufgaben der Arbeitskammern soll alles gehören, was mit den gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der Arbeitgeber wie der Arbeiter und Angestellten zusammenhängt. Wenn dabei nicht ausdrücklich von den gemeinsamen Interessen als Produzenten, der zweckmäßigsten Organisation der Betriebe auf höchster technischer und wirtschaftlicher Entwicklungsstufe, der Gestaltung der Handels- und Zollpolitik usw., die Rede ist, so geschah das wohl weniger aus grundsätzlichen Beweggründen als aus taktischen Rücksichten. Bei der Forderung des Organisationsrechts wird selbstverständlich die Aufhebung aller Verbote und Beschränkungen des Koalitionsrechts in den Vordergrund gerückt, nebst der Verpflichtung der Behörden bei Vergabung öffentlicher Arbeiten und Lieferungen von den Unternehmern die Anerkennung des Koalitionsrechts ihrer Arbeiter und Angestellten anzuerkennen. Diese Anerkennung kommt ebenso beim Tarifrecht zur Geltung sowie darin, daß die Tarifvereinbarungen als öffentliches Recht mit allen daraus hervorgehenden Folgerungen erklärt werden. Die Gewerkschaften sind immer bestrebt gewesen die Industrie vor unnötigen Beunruhigungen zu bewahren. Deshalb verlangen sie auch paritätisch aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetzte Schiedsgerichte und Einigungsämter, an deren Spitze ein Reichseinigungsamt stehen soll. In einem einheitlichen Arbeitsrecht, das alle Bestimmungen über den Arbeits- und Dienstvertrag, Lehrlingswesen, Lohnzahlung, Arbeitsvermittlung, Arbeiterschutz und dergleichen mehr zusammenfassen soll, finden alle diese Forderungen ihre Krönung. Über die Notwendigkeit eines solchen Arbeitsrechts herrscht seit langem unter den Sozialpolitikern aller Parteien nur eine Meinung. Es wird sich nun zeigen, inwieweit diese Anschauung in gesetzgeberischen Handlungen ihren Niederschlag finden wird.

Unter Arbeiterschutz wird noch einmal alles das zusammengefaßt, was auf diesem Gebiet bereits geschehen ist und was noch geschaffen werden muß, sollen die breiten Schichten des Volkes vor den Schädigungen und Gefahren industrieller Tätigkeit, vor den üblen Wirkungen der Nacht- und Sonntagsarbeit, gegen Unfälle aller Art bewahrt werden. Eine Ergänzung hierzu bieten die Vorschläge zur einheitlichen Regelung der Arbeiter- und Angestelltenversicherung, in denen der Heranziehung gewählter Vertreter aus Arbeiter- und Angestelltenkreisen auf breiterer Grundlage als bisher das Wort geredet wird. Im selben weiten Rahmen sollen auch Arbeitervertreter zu allen rechtsprechenden Körperschaften bestellt werden, damit eine wirklich volkstümliche, dem Volk verständliche Rechtsprechung gewährleistet wird. Ferner wird eine staatliche Regelung der Arbeitsvermittlung verlangt, die eine Zusammenfassung aller öffentlichen gemeinnützigen und korporativen Arbeitsnachweise in Arbeitsnachweisverbände in sich schließen soll. Auch

sollen alle gesetzlichen und behördlichen Erschwerungen beseitigt werden, die dem zu immer größerer Bedeutung sich entfaltenden Genossenschaftswesen im Weg stehen. Monopolbetriebe dürften nach dem Krieg wie Pilze aus der Erde schießen, um dem Druck der ungeheuren Steuerlasten zu begegnen, die sonst zu tragen wären. Das könnte eine Entrechtung der in ihnen beschäftigten Arbeiter und Angestellten zur Folge haben. Hier heißt es durch Schaffung von Beiräten, in denen Arbeiter- und Angestelltenvertreter ein gewichtiges Wort mitzusprechen hätten, vorbeugend wirken, damit die wirtschaftlichen und politischen Rechte der vertretenen Schichten in richtiger Weise wahrgenommen werden.

Nun aber die Forderungen zur Wirtschaftspolitik. Die Gewerkschaften verlangen da »Abbau der Zölle auf Industrie- und Agrarprodukte, Beseitigung der indirekten Steuern, Einfuhrerschwerungen und Ausfuhrprämien; Aufhebung der Zwischenzölle zwischen dem Reiche und seinen befreundeten Nachbarstaaten; Abschluß möglichst günstiger und langfristiger Handelsverträge mit fremden Ländern; Sicherung des Rohstoffbedarfs; Erledigung internationaler Wirtschaftsstreitigkeiten durch Verhandlung und Schiedsgerichte; Ausbau und einheitliche Verwaltung des Eisenbahn-, Kanal-, Binnen- und Seeschiffahrtswesens, des Post-, Telegraphen- und Telephonverkehrs; Förderung der heimischen Volkswirtschaft durch Fach- und Hochschulen, Versuchsanstalten, Lehrwerkstätten und Ausstellungen; Unterstellung aller Syndikate, die die Erzeugung, den Handel und Transport zu regeln bezwecken, unter Reichskontrolle; Beteiligung der Arbeiter und Angestellten neben den Unternehmern an der Wirtschaftspolitik durch gewählte Vertreter der unabhängigen Berufsverbände«.

Die außenpolitischen Zusammenhänge dieser Forderungen sollen hier nicht weiter behandelt werden. Erwähnt sei nur, daß man bei der »Aufhebung der Zwischenzölle zwischen dem Reiche und seinen befreundeten Nachbarstaaten« anscheinend an ein Gebilde wie das sogenannte Mitteleuropa gedacht hat. Doch hat die wirtschaftlich-sachliche Unmöglichkeit dieses Zwitters zwischen dem einzelnen Staat, wie er jetzt besteht, und dem kontinental-europäischen Wirtschaftsimperium, wie es hier in den Sozialistischen Monatsheften als logisches Ergebnis einer Entwicklung zur höchstmöglichen Produktivität erstrebt wird, sich mittlerweile allzu deutlich gezeigt. Dieses Imperium wird auf ganz andere Träger des wirtschaftlichen Zusammenhalts bedacht sein müssen als auf die Bildung einer Zollunion. Es wäre sehr schädlich, wenn die deutsche Arbeiterklasse sich um der engen Idee eines, obendrein schimärischen Mitteleuropas willen den Weg zu größeren Zielen versperren wollte.²⁾

Indes, von diesem Einzelpunkt abgesehen, wie ist dieses Wirtschaftsprogramm wirtschaftlich zu beurteilen? Gewiß kommt in manchen Forderungen, namentlich in der sehr wichtigen der »Sicherung des Rohstoffbedarfs« (von der noch weiter unten die Rede sein wird), die Artung der Gewerkschaften als Produzentenorganisationen zum Ausdruck. Aber dieser Gesichtspunkt ist leider keineswegs konsequent festgehalten noch auch nur voll und bewußt erfaßt. Schon der Beginn, der »Abbau der Zölle auf Industrie- und Agrar-

²⁾ Siehe auch Schippel Die Wirtschaftspolitik beim Kriegsausgang, in den Sozialistischen Monatsheften, 1917 III, Seite 1028, und Müller Wirtschaftsimperium und Seegeltung, ebenda, Seite 1048.

produkte« ist nicht viel mehr als eine ehrwürdige Reliquie aus der Zeit des prinzipiellen Freihändlertums der deutschen Sozialdemokratie und der Gewerkschaften, die ihr die Vertretung ihrer wirtschaftspolitischen Interessen blindlings anvertrauten, obgleich es doch stets hätte klar sein müssen, daß das wirtschaftspolitische Manchestertum nicht für eine Arbeiterbewegung taugte, die zu höheren Wirtschaftsformen hinüberleiten sollte. Heute ist es allen einsichtigen Gewerkschaftsführern ja doch ziemlich klar, daß die unbedingte Zollgegnerschaft auf ein totes Geleis führt. So hat auch Genosse Robert Schmidt, als Mitglied der Generalkommission der Gewerkschaften, trotz aller Vorsicht in der Behandlung wirtschaftspolitischer Zukunftsfragen, in seinem Vortrag auf der Konferenz der Gewerkschaftsvorstände am 17. November 1915, der auch gedruckt vorliegt, erklärt, er sei durchaus nicht unbedingter Freihändler: »Wir müssen von Fall zu Fall prüfen, ob berechnete Interessen vorhanden sind, wir dürfen uns aber nicht von vornherein auf ein Prinzip festlegen und sagen: Unter keinen Umständen irgendeinen Zollschutz.«⁴⁾

Nun ist es freilich wahr, daß auch diejenigen Gewerkschafter, die sich von der Notwendigkeit bestimmter Industriezölle, zum mindesten solcher, die ihrer besondern Industrie zugute kommen, bereits überzeugt haben, sich gegen die Agrarzölle noch immer sträuben, und zwar deshalb, weil sie sich der Landwirtschaft gegenüber als *reine Konsumenten* fühlen. Doch ist diese Stellungnahme nicht aufrechtzuerhalten. Gerade vom Arbeiterstandpunkt aus und auf Grund des vorliegenden gewerkschaftlichen Programms, das alle seine Wohltaten doch auch der ländlichen Arbeiterschaft will zugute kommen lassen. Geschieht das aber, so dürfte damit doch auch eine Verteuerung der ländlichen Produktionskosten verbunden sein, wie das zumeist auch bei wesentlichen Verbesserungen der Lebensbedingungen der Arbeiterschaft in der Industrie der Fall ist; dafür erbringen die Preissteigerungen für Industrieartikel, die unter Berufung auf die höheren Löhne nach erfolgreichen Lohnbewegungen erfolgen, des öfters den Beweis. Und es zeigt sich auch, daß die beteiligten Arbeiter nichts dagegen einzuwenden haben, daß sie dies sogar in aller Öffentlichkeit unterstützen.⁵⁾ Was aber der Industrie recht ist, ist der Landwirtschaft billig. Es bedarf keiner längern Ausführung, wie sehr der Krieg uns gelehrt hat, welche Lebensnotwendigkeit eine leistungsfähige Landwirtschaft für das deutsche Volk ist. Sie auf ihrer Höhe zu erhalten und zu weiterer Vervollkommnung zu bringen liegt gerade auch im Interesse der Industriearbeiterschaft. Sind dazu Schutzzölle erforderlich (und die Erfahrungen namentlich der Capriviperiode lassen daran kaum einen Zweifel), so dürfen wir auch vor diesen, lediglich einer überdies unstrittenen Parteimeinung zuliebe, nicht zurückschrecken. Die Gewerkschaften hätten also besser daran getan die Fiktion ihrer unbedingten Gegnerschaft nicht noch durch Wiederholung konventioneller, im Grunde bereits aufgebener Forderungen in ihrem Programm wieder erstehen zu lassen.

Ganz etwas anderes ist es mit der Forderung der »Sicherung des Rohstoffbedarfs«. Diese zeigt den neuen Geist, der in die Gewerkschaften eingezogen ist. Sie berührt ja auch Lebensfragen der Organisationen. Denn wo keine

⁴⁾ Siehe Schmidt Die Gestaltung unserer künftigen Handelsverträge /Berlin 1916/, Seite 16.

⁵⁾ Siehe dazu Schippel Konsumentenstandpunkt und Arbeiterorganisationen, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 13 ff.

Rohstoffe vorhanden sind, da stockt die Industrieerzeugung, da geht das Gespenst langdauernder Arbeitslosigkeit um, da wird die Hauptaufgabe der Gewerkschaften: die Verbesserung der Arbeitsbedingungen der Arbeiterschaft, in Frage gestellt. Warum aber hier gerade die beängstigende Kürze: »Sicherung des Rohstoffbedarfs«? Kein Wort darüber, in welcher Weise diese Sicherung herbeigeführt werden soll; während im übrigen das Programm an Erläuterungen und Ausführlichkeiten zu den aufgestellten Forderungen nicht spart. Ursprünglich war in dem Programm auch von der »Sicherung der Rohstoffquellen« die Rede. Das war richtiger ausgedrückt. Denn erst die Quellen sichern den Bedarf. Rohstoffquellen erster Ordnung für die moderne Industrie sind aber Kolonien. An dieser Feststellung kommen die Gewerkschaften am wenigsten vorbei, wenn sie ein wirtschaftliches Programm aufstellen wollen. Lebensnotwendigkeiten dürfen um so weniger verschwiegen werden, als England mit seinen Verbündeten mehr als einmal durch den Mund seiner Staatsmänner die Drohung ausgesprochen hat, es wolle der deutschen Industrie die Rohstoffquellen abschneiden und dadurch unsern Wettbewerb auf dem Weltmarkt lahmlegen. Demgegenüber haben gerade die deutschen Gewerkschaften als Produzentenorganisationen die Aufgabe ihr Recht (das zugleich eine Pflicht in sich schließt) geltend zu machen und für die bedrohte deutsche Industrie mit größter Entschiedenheit einzutreten.

Freilich, wenn wir nach alter Parteischablone *wahr machten, was wir immer betont haben*, dann hätten wir schon längst unsere Kolonien in die Ramschmasse des Weltkriegs werfen müssen; denn sie waren ja angeblich wertlos und bedeuteten nur ein Angebinde des deutschen Imperialismus. Daß aber gerade die weltwirtschaftlich denkenden Engländer weder Mühen noch Kosten scheuten sie uns freundvetterlich abzunehmen, scheint doch den Anfang zu einem Umlernen auf diesem Gebiet herbeigeführt zu haben. Gar manche Genossen, die wenige Jahre vor dem Krieg auf Parteitag und in ihren Zeitungen gegen den deutschen Imperialismus mit prinzipieller Energie zu Felde zogen und allen sozialistischen Imperialismus mit überlegenem Hohn abtaten, erscheinen jetzt auf der öffentlichen Bühne als ebenso prinzipielle Vertreter einer deutschen Kolonialpolitik mit einer rührenden Selbstverständlichkeit, die uns zeigt, daß ihre frühere Stellungnahme ganz unter die Schwelle ihres Bewußtseins gesunken ist. Auch das Stockholmer Memorandum der deutschen Sozialdemokratie besteht auf der Rückgabe der deutschen Kolonien. Warum wollen da die deutschen Gewerkschaften päpstlicher als der Papst sein? Ängstlichkeit setzt uns nur dem Verdacht aus unser wahres Gesicht zu verbergen.

Zweckbewußte Wirtschaftspolitik ermöglicht es uns einer großzügigen internationalen Sozialpolitik ohne Bangen entgegenzusehen; sie allein setzt uns instand einer gesunden Volksernährung, einer weitgehenden Wohnungsfürsorge, Volkshygiene und Volkserziehung die Wege zu ebnen; alles Forderungen, die die Gewerkschaften von jeher mit auf ihre Fahne geschrieben haben. Vergessen wir nur nicht, daß das sozialpolitische Programm der deutschen Gewerkschaften eine blühende Volkswirtschaft zur Voraussetzung hat. Nur in diesem Zeichen werden wir die aufgestellten Forderungen durchzuführen vermögen.



LUDWIG QUESSEL · DIE INDUSTRIELLEN KRÄFTE RUSSLANDS



ETZT, nachdem die russische Sowjetregierung den Kriegszustand für beendet erklärt hat, stehen wir vor der welthistorischen Entscheidung, wie unser zukünftiges Verhältnis zu Rußland beschaffen sein soll. Da muß man sich Rechenschaft von den wirtschaftlichen Kräften geben, über die Rußland verfügt.

Unter Beiseitelassung der riesenhaften Kräfte der russischen Land- und Forstwirtschaft sollen in diesem Artikel lediglich die vorerst noch bei weitem weniger bedeutenden industriellen Kräfte Rußlands von zwei wichtigen Gesichtspunkten aus einer Prüfung unterzogen werden. Es soll einmal untersucht werden, welche Berechtigung die Befürchtung hat, daß Rußland sich von der übrigen Welt abschließen könnte¹⁾, und ferner, wie es mit der vielfach geäußerten Hoffnung steht, daß Bergbau und Industrie in Rußland uns mit all den Rohmaterialien anorganischer oder fossiler Natur versorgen könnten, die wir im eigenen Land nicht selbst gewinnen können.

Der Sinn eines Wirtschaftsimperiums ist vor allem die Erlangung einer relativen Autarkie. Das heißt, das Reich oder der Staatenverband, der zu einem Imperium zu werden sucht, muß, wie in den Sozialistischen Monatsheften immer wieder dargelegt wurde, darnach trachten seine eigentlichen Lebensnotwendigkeiten vom Ausland unabhängig zu machen, also vor allem die für seine Fortexistenz unentbehrlichen Rohstoffe aus eigenem Gebiet oder eigenen Kolonien entnehmen zu können. Das ist ja auch das Ziel des von uns angestrebten kontinentaleuropäischen Imperiums, das zu diesem Zweck unbedingt eines Kolonialreichs bedarf. Gleichzeitig wurde hier aber auch stets die Relativität dieser Selbstversorgung betont. Es kann nicht das Ziel eines Wirtschaftsimperiums sein sich von der andern Welt abzuschließen; dieses Ziel könnte auch schwerlich, oder doch nur mit großen Opfern, mit dem Verzicht auf einen erheblichen Teil der Bedürfnisbefriedigung und, was noch weit schwererwiegend ist, auf einen Teil der produktiven Leistung, erkaufte werden. Daher wurde hier auch stets dargelegt, daß die relative Autarkie eines Imperiums, weit entfernt dessen weltwirtschaftliche Betätigung auszuschließen, umgekehrt ihm erst eine nicht zu erschütternde Stellung auf dem Weltmarkt gibt, auf dem es eine um so größere Rolle spielen wird, je mehr es seine eigene unabhängige Existenz gesichert hat. Auch unter den Imperien selbst wird eine Gruppierung nach politischen und ökonomischen Gesichtspunkten sich herausbilden. Und unser politisches Ziel muß es sein, daß, wie England und Amerika sich auf der einen Seite bereits enger zusammengeschlossen haben, so auf der andern Seite das zukünftige Kontinentaleuropa eine engere Gemeinschaft mit Rußland und Japan-Ostasien eingeht. Das ist hier ja des öftern ausgeführt worden.²⁾ Die Voraussetzung solcher Gemeinschaft ist eben, daß die relative Autarkie nicht zu einer absoluten wird sondern genügend Spielraum zu gegenseitiger Inanspruchnahme läßt. Wir wollen nun feststellen, wie es sich damit im russischen Imperium verhält.

¹⁾ Am eindrucksvollsten hat Hildebrand in seinem Buch Die Erschütterung der Industriebherrschaft und des Industriezialismus (Jena 1910), Seite 104 f., diese Befürchtung zum Ausdruck gebracht.

²⁾ Siehe zuletzt Cohen Rußland und die deutsche Zukunft, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 118.



SEIT den achtziger Jahren ist das Streben nach wirtschaftlicher Selbstgenügsamkeit ein hervorstechender Zug in der russischen Wirtschaftspolitik. Vor allem war es bei der Versorgung Rußlands mit Eisen und Kohle ersichtlich. Von den Erfahrungen dieses Weltkriegs ausgehend wird man die Bemühungen des alten Regimes Rußland für Eisen und Kohle unabhängig vom Ausland zu machen auch als berechtigt anerkennen müssen. Wie heute allgemein zugegeben wird, ist ein der Erze und der Kohle entbehrendes Land, allein auf sich gestellt, unfähig zur Landesverteidigung gegenüber Gegnern, die über diese Dinge verfügen. Bei dem scharfen Gegensatz gegen England, der bis 1907 bestand, und der Entfremdung von Deutschland, die dann folgte, mußte das alte Rußland mit einer Weltkonstellation rechnen, die im Kriegsfall einen Bezug von Eisen und Kohle übersee sehr schwierig oder gar unmöglich machte. Die Landesverteidigung machte es daher zu einer gebietsrischen Notwendigkeit die Eigenerzeugung von Eisen und Kohle auch unter schweren wirtschaftlichen Opfern zu fördern. Und in der Tat hat das alte Rußland jahrzehntelang bis zu seinem Zusammenbruch in Gestalt hoher Einfuhrzölle eine schwere Last getragen, um zu einem Sichselbstgenügen für Stoffe (Erze) und Kräfte (Kohle und Erdöl), die zur Landesverteidigung nun einmal unentbehrlich sind, zu gelangen. Wie ungünstig die Dinge für Rußland in dieser Hinsicht noch in den achtziger Jahren lagen, zeigt ein Vergleich der deutschen und der russischen Roheisen- und Kohlengewinnung aus jener Zeit. Während Deutschland 1888 4,3 Millionen Tonnen Roheisen und 81,9 Millionen Tonnen Stein- und Braunkohle gewann, betrug in Rußland die Roheisengewinnung im selben Jahr nur 0,6 Millionen und die Stein- und Braunkohlenförderung gar nur 5,1 Millionen Tonnen. Obwohl damals das Russische Reich schon zirka 120 Millionen, das Deutsche Reich aber nur 48 Millionen Menschen mit Eisen und Kohle zu versorgen hatte, betrug doch die deutsche Roheisengewinnung mehr als das 6fache der russischen. Man kann wohl, ohne sich einer Übertreibung schuldig zu machen, sagen, daß Rußland, wenn es 1914 nur über die niedrigen Produktionsergebnisse von 1888 verfügt hätte, den Krieg nur einige Monate hätte führen können. Gerade bei der Betrachtung der wirtschaftlichen Grundlagen des Krieges zeigt sich auch demjenigen, der über kein militärisches Sachverständnis verfügt, die Richtigkeit der Ludendorffschen Anschauung, daß »die Zeiten der Schlacht von Sedan vorüber« seien und heute »Volkskraft gegen Volkskraft ringt«, so daß »im modernen Volkskrieg die Völker besiegt werden, nicht die Armeen«. Nun ist aber der wichtigste Bestandteil der Volkskraft die Produktivkraft der Volkswirtschaft. Weil die russische Produktivkraft im Frühjahr und Sommer 1915 nicht ausreichte die Armee genügend mit Kriegsmaterial zu versorgen, mußten die russischen Heere das gewaltige Gebiet zwischen der Baltischen See und den Wolhynischen Sümpfen räumen. So sehr auch die industriellen Kräfte Rußlands seit 1888 sich entfaltet hatten, so reichten sie für die Anforderungen des modernen Krieges nicht aus, wenigstens nicht einer so gewaltigen Produktivkraft gegenüber, wie sie die Zentralmächte in die Wagschale werfen konnten.

Dieser Sachverhalt sei durch Gegenüberstellung der Kräfte Deutschlands und Rußlands auf den wichtigsten Gebieten industrieller Hervorbringung illustriert. Wenden wir uns zunächst dem Bergbau zu. Die vom Bergbau

gelieferten Mittel zur Kriegführung sind auf der einen Seite Stoffe: Erze, vornehmlich Eisenerz; auf der andern Seite Kräfte: Kohle und Erdöl. Erze und Erdöl sind in höherem Maß zum Versand und zur Vorratswirtschaft (Aufspeicherung) geeignet als die Kohle. Bei der Kohle setzt die gewaltige Masse und die Neigung zur Selbstverzehrung an der Luft (Oxydation) der Einlagerung Hindernisse entgegen. Um so wichtiger ist hier also die eigene Produktion, die auch im Krieg nicht wesentlich eingeschränkt werden darf, weil die Vorräte im Verhältnis zum Bedarf wegen der benötigten ungeheuren Masse und der Selbstverzehrung immer nur gering sein können. Von 1888 bis 1912 stellt sich nun die Entwicklung der russischen und deutschen Stein- und Braunkohlegewinnung wie folgt³⁾:

Jahr	Rußland einschließlich asiatische Besitzungen Tonnen	Deutschland Tonnen
1888	5 186 000	81 960 000
1898	12 308 000	127 959 000
1908	25 866 000	215 286 000
1912	31 000 000	255 816 000

Wie aus diesen Zahlen zu ersehen ist, hat sich die russische Stein- und Braunkohlegewinnung im letzten Vierteljahrhundert versechsfacht, während die deutsche Stein- und Braunkohlegewinnung sich nur verdreifacht hat. Das schnellere Wachstum der russischen Produktion darf uns aber nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß in Rußland 1912 auf den Kopf der Bevölkerung nur 0,18 Tonnen Stein- und Braunkohle, in Deutschland aber 3,90 Tonnen, also mehr als das 20fache, entfielen. Nun kommt freilich für Rußland als wichtige industrielle Kraftquelle zu der Stein- und Braunkohlegewinnung noch die Erdölgewinnung hinzu. Diese bewegt sich jedoch überraschenderweise seit 1901 auf absteigender Linie. Noch 1900 war die russische Erdölgewinnung größer als die amerikanische, 12 Jahre später betrug sie nicht einmal mehr den dritten Teil der amerikanischen, wie aus den folgenden Zahlen über die Erdölgewinnung hervorgeht:

Jahr	Rußland Tonnen	Vereinigte Staaten von Amerika Tonnen	Rumänien Tonnen
1900	10 378 000	8 398 000	250 000
1910	9 508 000	27 661 000	1 352 000
1912	9 318 000	29 108 000	1 807 000

Während in Amerika, Galizien, Rumänien, die Erdölgewinnung überall in diesem Jahrhundert einen gewaltigen Aufschwung nahm, ging die Rußlands nicht unerheblich zurück. Dabei kann man jedoch nicht sagen, daß dieser Rückgang in der Produktion auf die schlechte Qualität des russischen Erdöls zurückzuführen sei. Das russische Erdöl (Naphtha) unterscheidet sich allerdings darin von dem amerikanischen Petroleum, daß es schwerer und weniger reich an Benzin ist. Dagegen liefert seine Destillation viel Schmieröl, Vaseline und andere mineralische Fette von großem Wert. Der Rückstand der Destillation ist eine bräunliche, an der Oberfläche grünlich glänzende Flüssigkeit, die in Rußland sehr viel zur Feuerung im Eisenbahn-

³⁾ Die Ziffern dieser und der folgenden Tabellen wurden, soweit nicht andere Quellen angegeben sind, dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich 1909 und 1915 /Berlin 1909 und 1915/ entnommen.

und Industriebetrieb Verwendung findet und auch für Dieselmotore gut zu gebrauchen sein soll. Auch auf die Preisgestaltung läßt sich der Rückgang der russischen Petroleumindustrie nicht ohne weiteres zurückführen, wie folgende Preisnotierungen zeigen⁴⁾:

Herkunft des Petroleums	Durchschnittspreis für 100 Kilo (in Mark)		
	1901 bis 1903	1906 bis 1908	1911 bis 1913
Russisches (Nobel 3 Lübeck)	19,5	21,9	24,0
Amerikanisches (20 % Tara Stettin)	22,2	22,8	25,8

Die Preissteigerung ist beim russischen Petroleum seit 1901 erheblicher als beim amerikanischen, so daß von einer Unrentabilität der Erdölgewinnung in Rußland bei genügender Ausnutzung des technischen Fortschritts nicht gut gesprochen werden kann. Während zurzeit noch das Hauptproduktionsgebiet bei Baku an den Osthängen des Kaukasus auf der Halbinsel Abscheron im Kaspischen Meer liegt, sind vor etwa einem Jahrzehnt neue Quellen an den Südwesthängen des gleichen Gebirges bei Tuapse am Schwarzen Meer, also in ungemein günstiger Verkehrslage, erbohrt worden. Zu einer Gesamtsteigerung der russischen Erdölproduktion hat aber vorerst auch diese Erschließung neuer Quellen nicht geführt. Rechnet man nun die 9,3 Millionen Tonnen Erdöl zu den 31 Millionen Tonnen Stein- und Braunkohlen hinzu, so ergibt sich, daß die Kräfte, die der russische Bergbau der heimischen Industrie bisher lieferte, für eine vollständige industrielle Versorgung von 170 Millionen Menschen nicht ausreichen konnten. Man braucht sich, wie gesagt, nur an die Tatsache zu halten, daß Deutschland 1912 255 Millionen Tonnen Stein- und Braunkohle zur Verfügung hatte, um einzusehen, daß Rußland mit zusammen zirka 40 Millionen Tonnen fossiler Brennstoffe von einer industriellen Autarkie noch sehr weit entfernt ist.

Wie die vom russischen Bergbau gelieferten Kräfte (Kohle und Erdöl), so reichen aber auch die von ihm hervorgebrachten Stoffe nicht aus, um Rußland in naher Zeit zu einem wirtschaftlichen Sichselbstgenügen gelangen zu lassen. Unter den vom russischen Bergbau gelieferten Stoffen nimmt natürlich wie überall das Eisenerz die erste Stelle ein. In welchem Maß dieses nun in Rußland gewonnen wird und wie auf diesem Gebiet die russische Produktivkraft sich zur deutschen verhält, zeigen folgende Zahlen über die Eisenerzgewinnung Rußlands und Deutschlands:

Jahr	Rußland Tonnen	Deutschland Tonnen
1892	2 004 000	11 539 000
1902	4 084 000	17 963 000
1912	8 218 000	32 692 000

Zweifellos lehren uns diese Zahlen, daß Rußland im letzten Vierteljahrhundert große Anstrengungen gemacht hat, um so viel Eisenerze zu gewinnen, als es für seinen Eisenbedarf braucht. In gewissem Sinn hat es dies Ziel auch erreicht. Bei dem günstigen Preisstand von 1907 zum Beispiel konnte die russische Eisenindustrie bereits von den in diesem Jahr produzierten 2,8 Millionen Tonnen Roheisen 75 000 Tonnen auf den Weltmarkt werfen. Im nächsten Jahr sank die Roheisenausfuhr allerdings wieder auf

⁴⁾ Siehe Schulte im Hofe Die Welterzeugung von Lebensmitteln und Rohstoffen /Berlin 1916/, Seite 93 f.

10 000 Tonnen. Immerhin bleibt die merkwürdige Tatsache bestehen, daß Rußland, wenn auch nur für kleine Mengen, deren Wert für die Gesamtausfuhr natürlich nicht ins Gewicht fällt, ein Roheisen ausführendes Land geworden ist. Man hat an diese Tatsache seinerzeit allerlei alarmierende Betrachtungen geknüpft. Jedoch zumeist zu Unrecht, weil man die sozialen Voraussetzungen dieser Roheisenausfuhr unberücksichtigt ließ. Ehe hierauf eingegangen wird, sei zunächst die Entwicklung der russischen und der deutschen Roheisengewinnung hier angeführt:

Jahr	Rußland Tonnen	Deutschland Tonnen
1892	1 072 000	4 937 000
1902	2 598 000	8 530 000
1912	4 198 000	17 617 000

In beiden Ländern hat sich von 1892 bis 1912 die Roheisengewinnung vervierfacht. Der Umstand nun, daß Rußland für seine fast 3mal so starke Bevölkerung nur den vierten Teil der Roheisenmenge produziert, den Deutschland gewinnt, zeigt uns, daß es mit der russischen Roheisenausfuhr seine eigene Bewandnis haben muß. In der Tat läßt sich diese Ausfuhr nur aus den sozialen Verhältnissen heraus erklären. Infolge des hohen Eisenzolls war der Preis für einfache Eisenwaren im alten Rußland immer so hoch, daß sie vielfach für die bäuerliche Bevölkerung unerreichbar blieben. Ich habe mich auf meiner Reise in Rußland im Jahr 1910 selbst von dieser Tatsache überzeugen können. In den Dorfläden findet man zwar zahlreiche eiserne Kleinwaren zum Kauf ausgestellt, wie Pflugscharen, Radreifen, Beile, Töpfe, Nägel usw.; sieht man sich nun aber einen Bauernhof näher darauf an, wie viel von diesen Dingen in die bäuerliche Wirtschaft eingeht, so kann man feststellen, daß der russische Bauer noch immer sozusagen im *hölzernen Zeitalter* lebt. Man kann sich kaum eine Vorstellung von all den Dingen machen, die man im russischen Dorf aus Holz herstellt und zu deren Verfertigung kein Atom Eisen Verwendung findet. Mit Säge und Beil versteht der Bauer die Entwicklung der riesenhaften Betriebe der russischen Metallindustrie niederzuhalten. Seine Isba stellt eine Holzhütte dar, die mit Stroh gedeckt ist. Ein enormer Ofen aus Erde nimmt das Zentrum des einzigen Wohnraums ein. Keine Dachrinne, keine Herdplatte, kein Schloß; von oben bis unten alles aus Holz. Aus Holz gefertigt sind Wagen und Schlitten, aus Holz die Hausgeräte: Eimer, Schüsseln, Teller und Löffel, aus Holz die Ackergeräte mit Ausnahme der Socha, des kleinen Pflugs, der aber auch noch zum größern Teil aus Holz besteht. Soweit Gegenstände gewerblicher Natur auf dem Bauernhof zu finden sind, sind sie weniger Erzeugnisse der Großindustrie als des bäuerlichen Kleingewerbes, das vielfach noch im Umherziehen betrieben wird. Diese Bevorzugung des Holzes im russischen Dorf ist aber nicht auf wirtschaftlichen Konservatismus zurückzuführen sondern allein auf den Umstand, daß der russische Bauer bisher zu arm war, um größere Mengen der teuren russischen Eisenwaren kaufen zu können. Allein daraus resultiert der überaus geringe Eisenverbrauch pro Kopf der Bevölkerung in Rußland, und dieser ist wieder die Erklärung dafür, daß die 4 Millionen Tonnen Roheisen, die in Rußland in den letzten Jahren vor dem Krieg produziert wurden, den Bedarf von 170 Millionen Menschen decken konnten.

Wie sich im ganzen die Produktivkraft der russischen Schwerindustrie zu den Produktionsergebnissen der deutschen verhält, ergibt sich aus folgenden Zahlen über die Eisen-, Zink-, Blei- und Kupfergewinnung Rußlands und Deutschlands im Jahr 1912:

Metall	Rußland Tonnen	Deutschland Tonnen
Eisen	4 198 000	17 617 000
Zink	8 800	269 200
Blei	1 000	180 800
Kupfer	33 600	45 500

Ein Blick auf vorstehende Tabelle lehrt, daß in Zukunft große Ausfuhren von Eisen, Zink, Blei und Kupfer aus Rußland nicht zu erwarten sind. Unter den wichtigen Ausfuhrartikeln Rußlands, die ganz überwiegend landwirtschaftlicher Herkunft sind, ist als Industrieprodukt eigentlich nur das Mangan zu nennen, für das der Kaukasus die reichste Fundstätte der Welt ist. Über Batum /Schwarzes Meer/ wird dieser wichtige Hilfsstoff der Eisenindustrie in großen und wachsenden Mengen ausgeführt. Die Ausfuhr stieg dem Wert nach von 6,6 Millionen Rubel 1911 auf 14,6 Millionen Rubel 1913. So riesenhaft die Zufuhren von Rohmaterialien land- und forstwirtschaftlicher Herkunft sind, die wir vom alten Rußland erhielten, so waren wir, was die Rohmaterialien industrieller Herkunft betrifft, wie Kupfer und Zinn, in der Hauptsache auf die englischen Kolonien und die Neuländer Amerikas angewiesen. Für die Zukunft werden wir vor allen Dingen streben müssen unsern Kolonialbesitz so zu gestalten, daß wir diese unentbehrlichen Rohstoffe zu einem dauernden steigenden Teil aus ihm gewinnen können. Hierbei ist namentlich die Lösung der Kongofrage (und damit wieder zusammenhängend die Gestaltung unseres zukünftigen Verhältnisses zu Frankreich) von größter Bedeutung. Bei der Versorgung mit diesen industriellen Rohstoffen kann Rußland, soweit man von der Vergangenheit auf die nächste Zukunft schließen darf, uns Übersee nicht ersetzen.



GEHEN wir nunmehr dazu über zu untersuchen, ob wir Grund zu der Befürchtung haben, daß das neue Rußland sich nach dem Friedensschluß ganz von uns abschließen könnte. Zu diesem Zweck ist es notwendig, daß wir die Blicke von der russischen Schwerindustrie ab- und den russischen Verarbeitungsindustriellen zuwenden.

So bedeutend auch die Erfolge des russischen Neomerkantilismus auf dem Gebiet der Verarbeitungsindustriellen sind, so sind diese doch in hohem Maß, was Geräte, Maschinen und Rohstoffe anlangt, immer noch von ausländischen Zufuhren abhängig. Daher kommt es, daß, während Rußlands Import konsumreifer Waren langsam sank, sein Import industrieller Produktionsmittel erheblich stieg. In welchem Maß die russische Industrie im Jahr 1913 auf die Zufuhr von maschinellen Geräten angewiesen war, ergibt sich aus folgender Zusammenstellung, die englische Nationalökonomien auf Grund der Angaben britischer Blaubücher vorgenommen haben⁶⁾:

⁶⁾ Siehe Farrow und Crotch The Coming Trade War /London 1916/; die angeführten Zahlen auf Seite 68 und 70.

Produktionsmittel	Einfuhr (in Pfund Sterling)	
	insgesamt	aus Deutschland
Gas- und Petroleummotore	1 039 000	571 600
Dampfmaschinen	889 500	296 700
Hobelmaschinen	155 500	130 000
Preßluftpumpen	872 900	628 400
Werkzeuge und Instrumente	516 900	441 800
Drehbänke	1 278 500	1 065 900
Maschinen für Textilindustrie	136 100	24 400
Maschinen für Buchdruckereien	123 500	110 800
Maschinen für die Mühlenindustrie	97 800	87 700
Schreibmaschinen	178 100	113 600
Nähmaschinen	994 100	529 600

Das starke Angewiesensein der russischen Industrie auf ausländische Zufuhren, das uns in obigen Ziffern entgegentritt, zeigt sich aber auch, wenn wir die russische Einfuhr von Brenn- und Rohstoffen ins Auge fassen. Diese gestaltete sich nach den britischen Blaubüchern 1913 wie folgt:

Stoffe	Einfuhr (in Pfund Sterling)		
	insgesamt	aus Deutschland	aus England
Kohle und Koks	8 668 500	3 311 700	4 476 000
Unbearbeitete Metalle	5 273 500	1 502 900	932 200
Chemische Produkte und Rohstoffe	2 490 000	1 886 400	225 300
Farben und Farbstoffe	1 464 900	1 053 000	56 900

Bemerkt sei, daß die Zufuhr von Brennstoffen aus dem Ausland bisher nur für das Petersburger Industrieviertel, Finnland und die baltischen Provinzen Bedeutung hatte. Die anderen Industriegebiete Rußlands wurden dagegen, soweit sie nicht Holz als Brennstoff verwenden, mit fossilen Brennstoffen russischer Provenienz (Kohle und Naphtha) versorgt. Immerhin zeigt die Einfuhr von Kohle und Koks im Wert von 174 Millionen Mark, daß das alte Rußland auch bei der Versorgung des Landes mit fossilen Brennstoffen das Ziel wirtschaftlicher Autarkie nicht ganz erreichen konnte. Kommt der russische Bauer im Süden, wo nur wenig Wald vorhanden ist, davon ab seine Isba mit Stroh und getrocknetem Dünger zu heizen, geht er zur Kohlenfeuerung über, so wird die russische Kohlegewinnung eine gewaltige Steigerung aufweisen müssen, um allein dieser vermehrten Nachfrage genügen zu können. Ähnlich liegen die Dinge auch bei der russischen Eisenindustrie. Die hier vom alten Regime erreichte Selbstversorgung war im Grunde bloß fiktiver Natur. Die Produktion konnte nur deshalb den Bedarf decken, weil die Masse der Bevölkerung und die ganze bäuerliche Landwirtschaft, zum Schaden der agrikolen Hervorbringung, sehr wenig Eisen verbrauchte. Greift in Rußland eine intensivere Landwirtschaft um sich, so wird das russische Sichselbstgenügen bei der Versorgung mit Eisenwaren bald eine Erscheinung der Vergangenheit sein. Ganz ist es auch im alten Rußland überhaupt nie vorhanden gewesen. Die Eisenproduktion vermochte nur deshalb der vorhandenen Nachfrage zu genügen, weil viel ausländisches Eisen in Gestalt fertiger Eisenware nach Rußland gelangte. Wie groß diese Zufuhren trotz den hohen Zöllen waren, zeigen folgende Ziffern über Rußlands Einfuhr von Metallwaren im Jahr 1913:

Stoffe	Einfuhr (in Pfund Sterling)		
	insgesamt	aus Deutschland	aus England
Metallwaren aus Schmiedeeisen und Stahl	1 946 400	1 532 900	233 800
Draht und Waren daraus	612 900	134 500	50 800
Verschiedene Metallwaren einschließlich Werkzeuge	—	844 300	112 300

Solidere Grundlagen als in der Metallindustrie weist die russische Eigenversorgung in der Textilindustrie auf. Was die vorhandenen Spindeln betrifft, ist Rußland uns ziemlich nahe gerückt. Nach der Zählung von 1914 betrug die Zahl der Baumwollspindeln in Deutschland 11,4 Millionen, in Rußland 9,1 Millionen. Der Gesamtverbrauch von Baumwolle belief sich 1912-1913 in Rußland auf 1,9, in Deutschland auf 1,5 Millionen Ballen. Trotz dem großen Baumwollverbrauch ist das Ziel der Selbstversorgung auch bei der Textilindustrie nicht erreicht. Die Einfuhr von Textilwaren gestaltete sich hier 1913 nach den englischen Blaubüchern wie folgt:

Stoffe	Einfuhr (in Pfund Sterling)		
	insgesamt	aus Deutschland	aus England
Baumwollgarn	976 900	507 600	357 500
Baumwollgewebe	1 393 000	1 055 900	159 300
Wollgarn	1 664 900	507 600	357 500
Wollene und halbwoollene Gewebe	1 522 500	1 173 700	249 600

Wie wenig das alte Rußland im ganzen sich wirtschaftlich selbst zu genügen vermochte, zeigen die Gesamteinfuhrziffern, die nach der russischen Statistik für die Zeit von 1909 bis 1913 folgendes Bild ergaben⁴⁾:

Jahr	Einfuhr (in 1000 Rubel)		
	insgesamt	aus Deutschland	aus England
1909	906 000	36 263	127 946
1910	1 084 000	449 794	153 847
1911	1 162 000	487 780	155 081
1912	1 172 000	532 346	142 356
1913	1 374 000	642 800	170 400

Die russische Gesamteinfuhr ist also in den letzten Jahren bedeutend gestiegen. Nach der russischen Statistik beträgt nun die Einfuhr aus Deutschland 43,4 % der russischen Gesamteinfuhr, während die Einfuhr aus England davon nur 13,1 % ausmacht. Von der deutschen Gesamtausfuhr gelangen nach der russischen Statistik direkt oder auf dem Umweg über Belgien, Holland, Dänemark usw. 12,7 % nach Rußland. Man kann es angesichts dieses enormen Anteils des deutschen Exports an der russischen Gesamteinfuhr verstehen, wenn kenntnisreiche Schriftsteller in England erklären, daß, um die deutsche Wirtschaftskraft tödlich zu treffen, es schon genügen würde Deutschland den russischen Markt wegzunehmen. Wenn die deutschen Exportindustrien durchschnittlich ihre Produktion um 12 bis 20 % einschränken müßten, weil der russische Markt ihnen verschlossen bliebe, könnten sie ihre technische Leistungsfähigkeit nicht wie bisher voll ausnutzen. Nun wisse man aber, daß die deutschen Betriebe, wenn sie sich nur bis 80 oder 90 % ihrer Leistungsfähigkeit ausnutzen ließen, wesentlich

⁴⁾ Siehe Zuckermann Die Handelsresultanten der kriegführenden Mächtegruppen /Berlin 1917/, Tabelle 5.

teurer als bisher produzieren müßten, womit die deutsche Konkurrenz auch auf allen anderen Märkten der Welt für England ungefährlich werden würde. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend, hat England während des Krieges denn auch große Anstrengungen gemacht den russischen Markt zu erobern und ihn sich zu sichern.⁷⁾ Durch die Revolution sind aber sehr viele der britischen Sicherungen in Rußland annulliert worden. Das neue Rußland wird, wenn wir es nicht durch eine falsche, auf eine Zerstückelung des Reiches ausgehende deutsche Politik auf die außenpolitischen Bahnen des alten Rußlands treiben, keine Neigung zeigen die Zufuhren, die es billiger von Deutschland erlangen kann, teuer in England zu bezahlen.

Gewiß wird unter einem sozialistischen Regime im Osten der deutsch-russische Warenaustausch andere, vielfach ganz neue Formen annehmen müssen. Aber von der kapitalistischen Welt wirtschaftlich abschließen kann sich auch ein sozialistisches Rußland nicht. Was Rußland uns und wir Rußland sein könnten, kann man freilich erst vollständig ersehen, wenn man auch die riesigen land- und forstwirtschaftlichen Kräfte des Russischen Reiches systematisch untersucht.⁸⁾ Deutschland ist jedenfalls als nächster Nachbar besonders berufen die wirtschaftlichen Beziehungen zum neuen Rußland intensiv zu pflegen: zum Vorteil beider Volkswirtschaften, die in denkbar höchstem Maß einander ergänzen und stärken können.

MAX SCHIPPEL · KRIEGSFLOTTE UND SEE- GELTUNG



UNSERE jüngste wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung, wie sie das Staunen der ganzen Welt und die unauslöschliche Feindschaft der bisher monopolistisch bevorzugten britischen Volkskreise weckte, war naturgemäß nicht denkbar ohne ein immer stärkeres Hinauswachsen der alten bescheiden beengten deutschen Interessen auf und über die Meere aller Erdteile und Zonen. Aber diese unlösbaren Beziehungen zur Seefahrt und zur weltwirtschaftlichen Betätigung schossen so verblüffend rasch empor, daß die vorherrschende öffentliche Meinung mit ihrem altgewohnten binnenländisch-kontinental begrenzten Gesichtskreis mit der Zeit beschämend weit hinter dem tatsächlich erreichten ökonomischen Reifegrad Deutschlands zurückblieb: daß sie, mit anderen Worten, gegenüber dem stürmischen Fluß der Dinge vielfach reaktionär erstarrt und verknöchert dastand, daß man sogar oftmals weltpolitisch um so reaktionärer dachte und urteilte, je mehr man sonst in Tonfall und Gebaren immer den vorgeschrittensten Radikalismus zu bevorzugen geneigt war.

Am sichtbarsten und andauerndsten trat dies in der Flottenfrage hervor, die im Grunde ja weiter nichts ist als die notwendige rüstungs- und machtpolitische Begleiterscheinung und Folgewirkung des umfassenden und lebhafteren weltwirtschaftlichen Indieweitstrebens und Kräftemessens. Dem Deutschen fehlte hier fast jedes Anknüpfen an ältere nachhaltige eigene Erfahrungen und Überlieferungen, das bei anderen seefahrenden Völkern selbst die größten letzterperiodischen Flottenumgestaltungen wie ein allmähliches Hinein-

⁷⁾ Siehe hierzu Schippel Englische Hoffnungen auf den russischen Markt, in den Sozialistischen Monatsheften, 1915 I, Seite 434 ff.

⁸⁾ Siehe Schippel Deutsch-russische Wirtschaftsbeziehungen in Vergangenheit und Zukunft, in den Sozialistischen Monatsheften, 1917 II, Seite 568 ff.

wachsen, fast ohne alle innerpolitischen Krisen und Kraftproben, erscheinen läßt. Zeigten sich hier, im nationalen Leben des Auslands, so viele geschichtlich entscheidende Schicksalsstunden verknüpft mit unvergeßlichen Seekriegsereignissen und Flottentaten: in den Napoléonischen Kriegen, im Krimkrieg und sonst bei der Auflösung der Türkei und der Lostrénnung der Balkanstaaten, bei der Aufschließung Chinas und Japans, bei den Vorstößen gegen die Barbareskenstaaten (Algier), gegen Ägypten und gegen noch so manche andere Kolonialgebiete; hatte selbst für Staaten wie Österreich der dänische und der italienische Krieg hervorragende Flottensiege gebracht und bildeten im amerikanischen Bürgerkrieg die Blockade gegen den sklavenhaltenden Süden, die Erzwingung der Einfahrt in den Mississippi und spannende Einzelkämpfe wie zwischen Merrimac und Monitor hervorstechende packende Erlebnisse (die heute noch auf den Riesenrummelplätzen und den *big shows* des Nordens und Westens unaufhörlich ihre augenblendende und ohrenbetäubende Wiedergeburt feiern), so ließ unsere deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert alle solchen Flottengedenkblätter so gut wie vollständig unbeschrieben. Und auch nur den geistigen Blick allgemeiner nach der See hinzulenken lag bei uns viele Jahrzehnte hindurch nicht im Zug der Zeit.

Der Zollverein, die bedeutendste einheitspolitische Schöpfung der vorbismarckischen Entwicklung, entbehrte zunächst jeder Anlehnung an die Nordsee, die zukunftsreich auflebende Weltverkehrsstraße, während die Ostsee mehr und mehr zu einem Nebengebiet des internationalen Welthandels herabsank. An der Nordsee waren die ostfriesischen Besitzungen mit Emden nach den napoléonischen Kriegen Hannover und damit dem englischen Einfluß unterstellt worden. Daran reihten sich Oldenburg, hanseatischer und schließlich dänischer Besitz (Schleswig-Holstein): meist also abermals Gebiete unmittelbar zollvereinsgegnerischer Mächte. An der Ostsee streckte sich die preußische Küste wohl von Memel, Königsberg und Danzig bis Mecklenburg; aber Mecklenburg blieb ebenso wie Lübeck, bis 1867 der Norddeutsche Bund in Kraft trat, gleichfalls außerhalb des Zollvereins. Erst Mitte der fünfziger Jahre kam mit dem Beitritt Hannovers und Oldenburgs, mit dem Erwerb eines preußischen Stützpunkts im Jadebusen, die Wende im westlichen Küstenstrich. Erst der dänische Krieg rang die wichtige Landbrücke zwischen Nord- und Ostsee, mit Häfen wie Kiel und Altona, aus nichtdeutschen Händen. Noch später erhoben die Feldzüge gegen Österreich und Frankreich Mecklenburg und die hanseatischen Gestade zu vollkräftig wirkenden Gliedern eines einheitlichen deutschen Besitzstands: der eigentliche Zollanschluß der beiden großen Hansehäfen selber zog sich bekanntlich sogar bis zum Ende der achtziger Jahre hinaus. Kein Wunder, daß das Hinterland, vor allem der deutsche Süden, der von altersher sich mehr Venedig und Genua, Brügge und Antwerpen zukehrte, nur zögernd und langsam diese eigenen nationalen Einlaß- und Ausgangstore des Seeverkehrs gebrauchen lernte und über Gebühr lange sich mit deutschen Seeinteressen wenig verwachsen fühlte.

Selbst die kriegesischen Zusammenstöße, in die man sich verstrickt sah, gewährten kaum Gelegenheit fremde Seegewalt zu fühlen oder eigene Seegewalt zu üben und so wenigstens auf diesem Weg eine gefestigtere und klarere öffentliche Meinung aus dem trüben und formlosen Gemisch von Inter-

esse- und Verständnislosigkeit herauszubilden. Die dänische Blockadegefahr schien 1864 von vornherein keine Lebensbedrohung, und die raschen Landentscheidungen brachen der ganzen Frage sofort die Spitze ab. 1866 kam es zu maritimen Auseinandersetzungen überhaupt nicht; höchstens bei Truppentransporten über die Elbe und bei der weitem Besetzung hannoverscher Küstenplätze fiel der preußischen Flotte eine gewisse Rolle zu. 1870-1871 hatte man zwar in Marinekreisen von der französischen Flotte einschneidendere Handelssperren und Küstenlandungen erwartet, jedoch die Wirklichkeit spielte sich ab, als ob die beiderseitigen Flotten gar nicht für einander vorhanden gewesen wären.

Die Flaggenhissungen und Kämpfe in den deutschen Kolonien, seit der Mitte der achtziger Jahre, dazwischen verstreute mehr zufällige Flottendemonstrationen in Ostasien und der Südsee, in Südamerika und Westindien, zuletzt die chinesischen Unruhen regten wohl Gefühl wie Nachdenken stärker an. Aber als gegen Ende des Jahrhunderts die Regierung endlich einem fester umrissenen, zeitlich weiterreichenden Flottenbauprogramm zustrebte und gleichzeitig die erste Flottenvereinsvolksbewegung einsetzte, galt es dennoch einen schier unbegreiflichen Wust von weltfremden und überlebten Anschauungen erstmals zu überwinden, die in anderen Ländern längst entwurzelt oder niemals in Umlauf waren. An sie klammerten sich, im Gegensatz zum Ausland, recht oft am zähesten vermeintlich radikale Kreise, die bei uns der neugewordenen internationalen Wirtschaftsverkettung, mit ihren Zusammenhängen und ihren Gegensätzen, bei aller gern zur Schau getragenen Begeisterung für alles Internationale und Staatsjenseitige, in der Tat äußerlich wie innerlich am allerfernsten standen. Viel zur Aufklärung haben bereits vor dem Krieg die endlos wiederholten parlamentarischen Erörterungen und die vereinsmäßig organisierten Flottenagitationen beigetragen. Aber das letzte überzeugende Wort über Seeinteressen, Seegewalt und Seeohnmacht hat dennoch für viele erst der Krieg selber sprechen müssen.



NUR im Krieg, das heißt unmittelbar für die Kriegführung selber, haben Schlachtschiffe einen Wert: Mit dieser Begründung kehrte sich dereinst die Eugen Richtersche Denkart gegen jeden planmäßigen Hochseeflottenbau. Heute haben wir zur Genüge beobachten können, wie die Seegewalt schon während der scheinbar stillruhenden Friedenszeit mit ehernem Griff an der Gestaltung des zwischenstaatlichen Völkerlebens mitarbeitet, wie sie mit unwiderstehlichem Druck einerseits Bündnisse zu lockern und zu lösen vermag, denen eine gleichwertige maritime Gegenmacht nicht erhaltend und festigend zur Seite steht, und wie sie andererseits Koalitionen erreichen läßt, die selbst bei größerem diplomatischen Geschick seeschwächeren Nebenbuhlern versagt bleiben.

Italiens Hin- und Herschwanken war wesentlich von der Stellungnahme des flottenstarken Englands bestimmt. Italiens Neigungen blieben überwiegend dreibundfreundlich, solange England im Dreibund ein unter Umständen zweckdienliches Gegengewicht gegen Frankreich und Rußland erblickte. Der Umschlag, der natürlich durch vielerlei Kräfte bewirkt wurde, steigerte sich bis zum unverhohlenen Abfall, seitdem man im Konfliktsfall die langgestreckten italienischen Küsten englischen und französischen Schiffsgeschützen preisgegeben und sich in der Zufuhr von Kohlen, Lebensmitteln und

Industrieerzeugnissen von den Berechnungen und Launen der tatsächlichen Meerbeherrscher abhängig glaubte. Britische Seeübermacht erzwang nach Fatschoda, ohne tatsächlich einen Schuß abzufeuern, den endgültigen dauernden Verzicht Frankreichs auf Ägypten und den Sudan und machte damit Frankreich bündnisfähig für die britische Einkreisungspolitik. Das im japanischen Krieg flottenlos gewordene Rußland trieb haltlos in das gleiche Vasallentum hinein, und bei der immer engeren Fühlungsgewinnung der Vereinigten Staaten zu England kommt dem Hinblick auf den verstärkten Flottenschutz in der Südsee und in Ostasien, gegenüber Japan, keine geringe Wichtigkeit zu. Auf seine Kolonien konnte England seit langem auf europäischem Kampffeld zählen, weil diese übersee unter dem Schutz des Union Jack sich vor allen feindlichen Flotten sicher wußten. Die Entschlüsse Griechenlands waren unbestreitbar von den Rücksichten auf die unentbehrliche Seezufuhr, das heißt von dem Kräfteverhältnis der Flotten bedingt. Der Umschwung in Rumänien beruhte zu einem guten Teil auf der Erwartung, die vereinigten britisch-französischen Geschwader würden den Verschluß der Dardanellen sprengen und damit dem rumänischen Weizen und Petroleum ein ungehemmtes Abströmen gestatten und umgekehrt der Versorgung Rumäniens mit Munition und Waffen einen ausreichenden Zugang sichern. Bei den meisten neutralen Staaten brauchte es sich keineswegs gleich um Parteinahme für den einen oder andern Streitteil zu handeln: ihre Haltung ist ohnedies von tiefster Nachwirkung auf die Ernährung, die Rohstoffdeckung, die Nachrichtenbeschaffung der Kriegführenden, und ganz ungeahnte Schädigungen der Mittelmächte sahen wir hier mittelbar und unmittelbar aus dem Seeübergewicht Großbritanniens aufkeimen und sich ununterbrochen fortentfalten.¹⁾

Auch in der, weltpolitisch nicht hoch genug zu wertenden Vorperiode des Krieges und in den rein diplomatischen Schachzügen während des Krieges stellte demnach die Flotte eine helfende und untergrabende Kraft ersten Ranges dar: keineswegs erst, wenn in feuerspeiidendem Eisenhagel Schlachtschiff sich gegen Schlachtschiff wendet. Schon in der Gruppierung, im Aufmarsch der Staaten ist die Flotte ein zersetzendes und bindendes Element von oft unersetzlicher Wirksamkeit, und niemand wird nach den letztjährigen bitteren Erfahrungen diese Lehre ferner noch in den Wind schlagen wollen.



BER im letzten Ernstfall schützen sich doch die deutschen Küsten selber? So hielt man früher den Vertretern des Flottengedankens gern entgegen, und der Ganzradikale hielt damit sogar für die eigentliche Kriegführung den Schlachtschiffen das Urteil gesprochen:

»Die Nordseehäfen verteidigen sich ganz allein: man nehme nur den durch meilenweite Watten und Sandbänke sich jedes Jahr anders schlingenden Fahrrinnen ihre Seezeichen, und der bestbewanderte Lotse wird es nicht wagen die Schiffe in sie einzuführen. . . Die Brandung von See aus ist so stark und der Strand so flach, daß nur leichte Boote mit Sicherheit die Ufer erreichen können. . . Die größeren Häfen der Ostsee aber sind so flach, daß sie, nur mit Ausnahme von Kiel, für größere Kriegsschiffe überhaupt unerreikbaar sind.«

So las man es nach älteren amtlichen Denkschriften erst in allen freisinnigen

¹⁾ Wertvolle und stofflich reichhaltige Betrachtungen, nicht nur über den Verlauf des heutigen Seekrieges sondern auch über die Rolle der Seemacht bei den Entscheidungen über Bündnisse, Neutralität oder Kriegsbeteiligung, die ihm vorangingen, enthält das kürzlich veröffentlichte größere Buch Graf zu Reventlows Der Einfluß der Seemacht im Großen Kriege/Berlin 1918/.

gen ABC-Büchern und darauf in den entsprechenden Handbüchern für sozialdemokratische Wähler. Aber heute erheben wir wohl alle die Gegenfrage: Was soll uns diese ganze billige Selbstberuhigung für den Ernstfall?

Mit dem bloßen lokalen Küstenschutz ist gewiß mancherlei, aber keineswegs das heute Ausschlaggebende getan. Für ein allseitig sich nahezu selbstgenügendes, auch in Friedenszeiten ringsum bereits ziemlich verkehrsabgeschlossenes Land und Ländergebiet mag der Küstenschutz als Selbstverteidigung ausreichen, obwohl dann immer noch schwer abzusehen wäre, wie selbst ein solches altväterisch unentwickeltes Land gegenüber einem vorwiegend see-mächtigen insularen Staat jemals das Ende blutiger Wirren zielbewußt und zielsicher herbeiführen soll. Ein modernes Weltverkehrsland vom heutigem Rang Deutschlands lebt jedoch wirtschaftlich wahrlich nicht davon, daß Gegner von seinen Häfen fernbleiben, sondern von der unumschränkten oder praktisch genügenden Offenhaltung jener näheren und fernerer Welthandelsstraßen, die seinen Küsten zulaufen und von seinen Küsten ausstrahlen: von deren direkter Offenhaltung oder doch von der indirekten, die wenigstens auf dem Umweg über benachbarte Neutrale das auf die Dauer nicht mehr hinwegzudenkende grundlegende Getriebe der überseeischen Zufuhr und des überseeischen Absatzes hinreichend in Gang hält. Wir verfügen bis zur Gegenwart unbestritten über hinreichenden Küstenschutz und werden ihn wahrscheinlich in alle Zukunft nicht aus den Händen verlieren. Aber wir haben den Zutritt zu den Welthandelsstraßen so gut wie vollständig eingeübt, und dies ist eine der schweren Wunden, an denen wir uns mit der Zeit verbluten können, wenn es uns nicht gelingt mittels der Hochseeflotte oder durch andere Mittel der Seegewalt den eisernen Ring, der weitab von unseren Küsten, an den südlichen und nördlichen Ausgängen der Nordsee zum Atlantischen Ozean sich hinzieht, zu durchstoßen oder durch den Unterseebootkrieg, also wiederum durch den Gebrauch von beweglicher, nicht bodenständiger Seegewalt, dem insularen Welthandelsstaat eine ähnliche Abschnürung von dem lebenspendenden nährenden Blutumlauf des Weltverkehrs in bedrohliche Nähe zu rücken: gleichviel, ob auch der englische lokale Küstenschutz, der erst in zweiter und dritter Linie in Betracht käme, dabei vollkommen standhielte oder nicht.



ZUWEILEN spricht man davon, daß ein ausgedehnterer, leistungsfähigerer Kolonialbesitz ganz gut für Deutschland eine Flotte zu ersetzen vermöge, daß er aber, insoweit besser als die Flotte, die Reibungsflächen mit England zu vermindern verspricht, das nun einmal nach seiner ganzen wirtschaftlichen Stellung und politischen Überlieferung nicht in der Lage sei auf die ungefährdete und ungeteilte Beherrschung der Ozeane zu verzichten.

Leistungsfähigere deutsche Kolonien brächten zweifellos den Vorteil mit sich, daß ein imperialistisch-friedlicher Wirtschaftskrieg, eine rein handelspolitisch differenzierende Ablenkung der englischen, französischen, russischen, amerikanischen Kolonialerzeugnisse nach ihren jeweiligen Mutterländern (oder nach den Ententeländern im ganzen) und umgekehrt ein ähnlich differenzierender Vorbehalt des Absatzes nach den Kolonien Deutschland weniger schaden würde. Deutschland wäre umfassender als bisher in der Lage zum Ersatz für das Entzogene seine eigenen kolonialen Hilfsquellen zu erschließen und auf seinen eigenen kolonialen Markt sich zu stützen.

Dieser Trost will jedoch nicht allzuviel sagen. Denn einmal wäre gerade in der besonders kritischen Übergangszeit, während des empfindlichsten und lähmendsten Rohstoffmangels die deutsche Kolonialentwicklung, die sich nur als ein Werk von Jahren und Jahrzehnten vorstellen ließe, noch nicht da. Ferner jedoch würden alle die ersehnten engeren Zusammenhänge und verlässlicheren Sicherungen abermals nur für die Friedenszeit Bestand haben, und der gegenwärtige Völkerzusammenprall hat uns, glauben wir, zur Gemüße offenbart, wie im Krieg eine zielbewußt gehandhabte gegnerische Seeübermacht koloniale Lieferungen und sogar die Kolonien selber fast lautlos wie in einer Versenkung verschwinden lassen kann. Endlich tragen selbst die bestausgestatteten und höchstentfalteten Kolonien immer nur einen Bruchteil (unter Umständen nur einen überaus bescheidenen Bruchteil) zur Gesamtheit aller überseeischen Wirtschaftsbeziehungen bei. Wie würde sich im Ernstfall abermals unsere Lage gestalten, wenn wir von diesem gesamten, dem kolonialen und nichtkolonialen Seehandel uns von neuem vollständig abgeschnitten sähen: unmittelbar durch Lahmlegung unserer Schifffahrt und Handelsbetätigung jeder Gestalt, mittelbar durch Abschneidung und Erdrückung aller neutralen Vermittlung?

Vermehrter Kolonialbesitz ohne dahinterstehende stützende Seegelung hätte sogar den unleugbaren Nachteil, daß er, überall eingesprenzt in eine nicht-deutsche, vorwiegend britische und englandabhängige Umgebung, die Zahl unserer leicht verwundbaren Stellen vermehren müßte und damit einer feindseligen, mißgünstigen Politik reichlichere Gelegenheit zur Einsetzung und Anwendung von wechselndem Druck jeder Art zu gewähren verspräche. Selbst das abgerundetste, in sich verteidigungsfähigste Kolonialreich kann alle diese Gefahren bestenfalls nur lindern, keinesfalls ganz beseitigen. Es kann vom eigenen Boden den Feind leichter fernhalten, wenn es ein abgerundeteres, größeres Ganzes darstellt, aber es kann selbst unter solcher Voraussetzung, ähnlich wie der unübertrefflichste stabile örtliche Küstenschutz, nichts dagegen ausrichten, daß jene Wirtschaftserrungschaften, auf die es in Wahrheit ankommt: die lebensvollen ständig fließenden Wirtschaftsverbindungen nach der Heimat hin, wie mit einem Schlag genau so verloren gehen, wie wir dies nach dem Kriegsbeginn sofort für unsern ganzen Seehandel erleben mußten.

Haben (endlich) weitere Kreise unserer Partei den Wert kolonialer Produktion durch den Krieg erkennen gelernt, so sollten sie auch den Wert der Seegelung nicht länger, nach guter alter deutscher Binnenländlerart, unterschätzen und bestreiten.²⁾



IE Folgerungen, die daraus zu ziehen sind, brauchen durchaus nicht uferlos zu sein. Eine einzelstaatliche Seeübermacht nach Kräften abwehren und unschädlich machen heißt noch lange nicht sie durch den eigenen Staat, in seiner Isoliertheit, überbieten wollen.

Schon allein die Herstellung stabilerer, mindestens weniger gespannter, wo-

²⁾ Siehe auch *Quessel* Kolonialpolitik und Seegelung: nicht oder sonders und, in den Sozialistischen Monatsheften, 1916 III, Seite 1145 ff. Wer im Gegensatz hierzu die gute, alte, prinzipielle Verständlichkeit für maritime Fragen kennen lernen will, lese Aufsätze wie *Kautsky*, *Schippel*, *Brentano* und die Flottenvorlage, in der *Neuen Zeit*, 1899-1900 I, Seite 740 ff., 772 ff., 804 ff., oder die kolonialen- und flottenvernichtenden Kritiken der *Leipziger Volkszeitung* seit den neunziger Jahren bis zum Kriegsbeginn.

möglich freundschaftlicher Verhältnisse zwischen den europäischen Kontinentalstaaten würde die Gegengewichte gegen die englische Überhebung verstärken, weil sie ihr leicht benutzbare Hilfstruppen und Bundesgenossen entzieht. Bündnisverträge, falls sie gemeinsamen tieferen weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Entwicklungsinteressen entsprechen, gliedern der eigenen Kraft fremde Kräfte an. Schließlich erzwingt sich selbst eine isolierte schwächere Flotte Rücksichtnahme je nach dem Grad der Gefahren, die auch der seemächtigste Gegner bei einem offenen Konflikt fürchten muß.

Deutschland hat mit seinen Flottengesetzen, die etwa im Jahr 1920 einen gewissen Abschluß in den Grundlagen seiner Seerüstung gebracht hätten, niemals diese Richtlinien überschritten. Es darf sich aber auch niemals hinter diese mühsam genug erreichte Grundauffassung seiner flottenpolitischen Aufgaben und Notwendigkeiten wieder zurückwerfen lassen.

PETER GRASSMANN · EMIL DÖBLIN UND SEINE BEDEUTUNG FÜR DIE ARBEITERBEWEGUNG



Am Abend des 31. Januar erlag Emil Döblin einem hartnäckigen Leberleiden. Nahezu 30 Jahre lang stand der Verstorbene an der Spitze des Verbandes der deutschen Buchdrucker, und er durfte sich ein wesentliches Verdienst an der Entwicklung dieser Gewerkschaft, an ihrer steigenden Bedeutung im Buchdruckgewerbe und im Wirtschaftsleben Deutschlands beimessen.

Im äußern Umriß ähnelt Döblins Lebenslauf und Werdegang dem der meisten Gewerkschaftsführer. Er wurde 1852 in kleinen Verhältnissen in Stendal geboren, erlernte im benachbarten Tangermünde den Beruf des Schriftsetzers und kam 1873 nach Berlin, wo er in mehreren Buchdruckereien konditionierte. Seine Maßregelung als Vertrauensmann der Gehilfen der Firma Sittenfeld /1886/ beantworteten seine Kollegen mit dem Ausstand, den Döblin aber durch Verzicht auf die Weiterarbeit bei der Firma beilegte. Schon im Jahr vorher war er als Beisitzer in der örtlichen Tarifkommission tätig, und 1887 wurde er Vorsteher des Gaus Berlin. Bereits in dieser Funktion legte er Proben seines taktischen Geschicks ab. Zu den wenigen Organisationen Deutschlands, die sich der tödlichen Umklammerung des Sozialistengesetzes zu entziehen wußten, gehörte auch der Buchdruckerverband. Freilich war ihm das nur durch Änderung des Namens und des Statuts möglich gewesen sowie dadurch, daß er gleich anderen sein Hauptquartier in dem damals freiheitlicher regierten Württemberg, in Stuttgart, aufschlug. Die preußischen Behörden verlangten aber die Sitzverlegung des Verbandes nach Preußen beziehungsweise nach Berlin, und die schwierigen Verhandlungen mit dem ministeriell bevollmächtigten Berliner Polizeipräsidenten erwiesen Döblins Eignung zum Verbandsvorsitzenden. Im Herbst 1888 trat er dieses Amt nach Übersiedelung des Verbandssitzes an.

Die Tarifverhandlungen, die 1891 zwischen Gehilfen und Prinzipalen schwebten, zerschlugen sich, hauptsächlich wegen der Forderung der 9stündigen täglichen Arbeitszeit, und Anfang November beantworteten die Verbandsmitglieder die zahlreichen Kündigungen mit der Erklärung des Streiks im ganzen Reich. Der 10wöchige Ausstand endete für die Gehilfen sieglos; die

ungünstige wirtschaftliche Gesamtlage, das Vorhandensein zahlreicher Unorganisierter, vermehrt durch Arbeitswilligenimport aus dem deutschsprechenden Ausland, die Beschlagnahme eines beträchtlichen Teils des Verbandsvermögens, wozu das damalige Statut den Behörden eine leider recht bequeme Handhabe bot, und nicht zuletzt die Indifferenz der öffentlichen Meinung bis weit in die Arbeiterkreise hinein waren die Ursachen. Döblin gelang es die Bewegung vor hoffnungslosem Verbluten zu bewahren; geschickt geführte Verhandlungen mit den Prinzipalen ermöglichten einen erträglichen Abbruch und leidlichen Modus vivendi. Trotzdem blieben die gewohnten Folgen eines erfolglosen Streiks nicht aus, zum guten Teil verschärft durch die wirtschaftliche Depression. Ein andauernder Kleinkrieg zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern begann; die Repressalien und die nach einer mißglückten Bewegung unvermeidliche Reaktion schufen in Gehilfenkreisen einen Zustand steigender Erbitterung. Zudem hatten schrankenlose Lehrlingsausbildung und eine ungezügelte Konkurrenz Verhältnisse geschaffen, die den Weiterblickenden eine Änderung geboten erscheinen ließ. Der Verband selbst hatte sich relativ rasch von den Streikfolgen erholt, sich finanziell bald wieder gekräftigt, auch seine Reihen um so leichter vermehren können, als er durch Fahnenflucht nur verhältnismäßig geringe Einbuße an Mitgliedern erlitten hatte. Die Ursache lag in seinem auch heute noch mustergültigen Unterstützungswesen. Auch dieser Seite gewerkschaftlicher Tätigkeit hat Döblin zeitlebens vollste Aufmerksamkeit und (soweit dies im Rahmen einer Organisation geschehen kann, die in erster Linie die Lohn- und Arbeitsbedingungen bessern will) weitgehende Förderung angedeihen lassen. Heute sind Urteile, als untergrüben die Unterstützungseinrichtungen der Gewerkschaften deren Klassenkampfcharakter, als erzögen sie die Mitglieder zu reinen Kassenmenschen, bar jedes idealen Schwungs und jeder tiefen Erkenntnis gewerkschaftlicher Notwendigkeiten, glücklicherweise überwunden. Vor zwei und mehr Jahrzehnten war dies anders. Verhältnismäßig wenige hatten den Wert des Unterstützungswesens erkannt: die Tatsache, daß es nicht nur gilt bis zur Übernahme der Fürsorge für den arbeitslosen, kranken und invaliden Arbeiter durch Staat und Gemeinde sich selbst zu helfen, sondern daß über den rein humanen Charakter solcher Fürsorge hinaus sich für die Gewerkschaften auch die Notwendigkeit ergibt namentlich den Arbeitslosen nicht hoffnungslos verarmen und verkommen zu lassen, um ihn so davor zu bewahren lohn- und preisdrückend sich dem Unternehmer in die Arme zu werfen. Nicht als ob Döblin hier als Entdecker von Neuland anzusprechen wäre; mit der seinem Wesen eigenen Konsequenz hat er aber diese übernommenen Gedanken allzeit in die Praxis umzusetzen sich bemüht.

Die überragende Bedeutung Döblins liegt jedoch auf dem Gebiet des Tarifvertrags. Auch hier wäre es eine Übertreibung ihn als den *Erfinder* zu bezeichnen. Denn er fand, besonders im Buchdruckgewerbe, diese Einrichtung bereits vor; sie bestand, wenn auch in ziemlich unvollkommener Form, seit dem Jahr 1873. Aber an dem Aus- und Aufbau des Tarifgemeinschaftsgedankens, an seiner öffentlichen Begründung und seiner Verbreitung und Vertiefung ist er so sehr beteiligt, er hat da so sehr seine energische Zähigkeit und seine reiche Begabung eingesetzt, daß sein Name unlösbar mit der Tarifvertragsidee verknüpft ist. Gerade der Verlauf und Ausgang wie

die Folgen der Neunstundenbewegung von 1891-1892 ließen ihn Überkommenes aufnehmen und fortführen, und mehr als einmal bekannte er, der damalige Streik wäre für Gehilfen und Prinzipale einfach eine Notwendigkeit gewesen, um ihnen den Kern der kampfflosen wirtschaftlichen Verständigung begreiflich zu machen; dadurch erst wären sie beiderseits vertragsfähig im reifern Sinn geworden. Nur wer mit der *geistigen Revolutionierung der Massen* ganz unklare Begriffe verbindet, kann behaupten, daß der stete wirtschaftliche Kriegszustand dem Arbeiter und seinen Interessen förderlich sei. Sowenig ein Staat seine Bürger in kurzen Intervallen immer wieder von der friedlichen Arbeit zum Waffenhandwerk abrufen kann, so wenig erträgt der Arbeiter auf die Dauer die Beunruhigung und Unterhöhlung seiner und seiner Familie Existenz, die ihm aus häufig wiederholten Streiks und Aussperungen erwachsen. Nicht weniger ungünstig wirkt naturgemäß der Zwang häufiger wirtschaftlicher Kämpfe auf die Arbeiterorganisationen selbst letzten Endes ein. Die Notwendigkeit sie zu führen kennzeichnet eine Art Kindheitsstadium; je mehr die Organisationen sich entwickeln, an Kraft und Bedeutung wachsen, um so mehr wird das Unternehmertum zu kampffloser Verständigung geneigt sein, da dieses selbst doch auch bei den Auseinandersetzungen mit bewaffneter Hand Wunden davonträgt, selbst wenn es Sieger bleibt. In Industrien mit kräftigem handwerksmäßigen Einschlag wie dem Buchdruckgewerbe ergeben sich zudem in solchen Zeiten aus der ungezügelter Konkurrenz Verhältnisse, die zwar dem Verbraucher zugute kommen, das Gewerbe selbst aber ruinieren (übermäßige Lehrlingszucht, Preisunterbietung usw.). Die Erkenntnis der vorstehend nur flüchtig skizzierten Schäden bewog 1896 beide Parteien sich zu einer neuen Tarifgemeinschaft zusammenzuschließen. An ihrem Zustandekommen war Emil Döblin hervorragend beteiligt. Sie erweckte anfänglich nicht nur in den eigenen Reihen heftige Gegnerschaft, die bis zur Sezession gedieh (die Buchdruckergewerkschaft), sondern sie rief auch starke Opposition in den Kreisen der übrigen Arbeiterschaft und scharfe Kritik in der sozialdemokratischen Parteipresse hervor. Erst der Frankfurter Gewerkschaftskongreß /1899/ löste den Bann, der förmlich über dem Abschluß von Tarifverträgen lag, indem er nach einem Referat Döblins eine von diesem eingebrachte Resolution annahm, die wie folgt lautete:

»Tarifliche Vereinbarungen, welche die Lohn- und Arbeitsbedingungen für eine bestimmte Zeit regeln, sind als Beweis der Anerkennung der Gleichberechtigung der Arbeiter seitens der Unternehmer bei Festsetzung der Arbeitsbedingungen zu erachten und in den Berufen erstrebenswert, in welchen sowohl eine starke Organisation der Unternehmer wie auch der Arbeiter vorhanden ist, welche eine Gewähr für Aufrechterhaltung und Durchführung des Vereinbarten bieten. Dauer und Umfang der jeweiligen Vereinbarungen lassen sich nicht schematisieren sondern hängen von den Eigenarten des betreffenden Berufs ab.«

War damit auch die Bahn für Tarifverträge frei, so hörte doch die Diskussion darüber nicht auf. Die Arbeiter bemängelten vor allem eine längere Vertrags- und Kündigungsdauer, wie sie im Buchdruckertarif vorgesehen ist. Der häufigste Einwand war: die 5jährige Vertragsdauer nehme der Gewerkschaft die Möglichkeit die *Konjunktur auszunutzen*, wobei übersehen wird, daß sie gleichermaßen ja auch den Unternehmern verwehrt in Krisenjahren ihrerseits aus der Wirtschaftslage Kapital zu schlagen. Voraussetzung ist natürlich immer, daß in beiden Lagern starke Organisationen vorhanden sind, die die Innehaltung des Vertrags überwachen und seine Respektierung

erzwingen. Die Erfahrung hat zudem gelehrt, daß bei längerem Bestehen von Tarifgemeinschaften die wirtschaftlichen Verhältnisse im allgemeinen einen verschwindenden Einfluß haben, daß zum Beispiel das Vorhandensein größerer Arbeitslosenscharen durchaus nicht bestimmend auf den Abschluß, das heißt niederziehend, wirkt. Die noch 1899 in Frankfurt vertretene Auffassung, der Marktpreis der Ware Arbeitskraft hänge von der Macht der Kontrahenten ab, ist nur bedingt richtig; sie wird bei höheren Formen der Tarifgemeinschaft von der Tendenz abgelöst das Niveau des Arbeiters an sich und so weit zu heben wie die Lage des Gewerbes das überhaupt gestattet. Und damit kommt man zu der höhern Bewertung der Tarifverträge, wonach auch der Arbeiter an der Produktion selbst wie auch an der Preisgestaltung unmittelbar interessiert ist, man kommt zur Abkehr von der frühern, rohern Auffassung, der Arbeiter müsse bestrebt sein Lohn und Arbeitszeit für sich so günstig wie möglich zu gestalten, unbekümmert darum, wie der Unternehmer die gesteigerten Produktionskosten hereinbekommt. Frühzeitig hat Döblin diese fortgeschrittene Bewertung erfaßt und sie in Wort und Schrift vertreten. So hat er in einer Reihe klar und scharf umrissener Aufsätze, die seit 1905 in den Sozialistischen Monatsheften erschienen, sich mit den widerstreitenden Meinungen in beiden Lagern auseinandergesetzt.¹⁾ Immer ausgereifter tritt in ihnen der Gedanke hervor, daß der Arbeiter am Gedeihen seines Gewerbes nicht nur theoretischen Anteil zu nehmen habe, daß ihm an der Preisbildung schon deshalb viel gelegen sein müsse, weil vom Preis des Produkts ja auch sein Lohn, von der Herstellungsart seine sonstigen Arbeitsverhältnisse abhängen, so daß es seinen ureigenen Interessen entspricht, wenn sein Produkt hochwertige Qualitätsware ist und nicht Ramsch, dessen einzige Empfehlung seine Billigkeit darstellt. Aus dieser Auffassung entspringt auch das im Buchdruckertarif vorgesehene gemeinsame Einschreiten von Gehilfen und Prinzipalen gegen Schleuderer im Gewerbe, die Verpflichtung für die Arbeitnehmer das Arbeitsverhältnis bei Firmen zu lösen, die die Bestimmungen des Buchdruckpreistarifs verletzen respektive sich weigern Verfehlungen zu sühnen. Das bedeutet ein bewußtes Bekenntnis zum Produzentenstandpunkt im schroffen Gegensatz zum Standpunkt des reinen Konsumenten, wiederholt aber nur im kleinen die Beweggründe, die zum Beispiel die sozialdemokratische Reichstagsfraktion zu ihrer Stellungnahme zum Krieg und den Kriegskrediten veranlaßte: das Bewußtsein nämlich, daß nur ein freies, unabhängiges Deutschland die Möglichkeit gewährleisten kann seinen Arbeitermassen gedeihliche Existenz und kulturellen Aufstieg zu verschaffen. Anschauungen dieser Art sind heute in der Arbeiterbewegung nicht mehr vereinzelt. Gerade jetzt hat hier Max Schippel in einem sehr lesenswerten Aufsatz diese Strömungen untersucht²⁾ und dabei folgendes festgestellt:

»Berufliche Arbeiterorganisationen haben mit den Unternehmerverbänden in der Fürsorge für das möglichste Gedeihen ihres Gewerbes gewetteifert, weil sie mit Recht darin die ausschlaggebende Grundlage aller vorläufig erreichbaren Lohn- und Einkommensgestaltungen und damit auch der Lebenshaltung, also der Konsumhöhe im Bereich ihres heutigen Wirkungskreises erblickten.«

Er führt unter den Beispielen auch das »Spiel und Gegenspiel der Lohnaufbesserungen der Gehilfen und der Druckpreiserhöhungen der von der Ge-

¹⁾ Siehe namentlich Döblin Tarifvertragspolitik und Klassenkampf und Tarifgemeinschaft oder Verschärfung der Gegensätze?, in den Sozialistischen Monatsheften, 1908 II, Seite 720 ff., und 1914 II, Seite 766 ff.

²⁾ Siehe Schippel Konsumentenstandpunkt und Arbeiterorganisationen, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 13 ff.; die angeführten Stellen auf Seite 13 und 20.

hilfsorganisation dabei unterstützten Unternehmer an und kommt zu folgendem Schluß:

»Aber der gemeinsame Grundzug aller dieser Kundgebungen und Anschauungen: die Anerkennung der überragenden Bedeutung und der in erster Linie berechtigten Ansprüche der Produktion und die Überzeugung, daß erst innerhalb und unterhalb der Produktionsnotwendigkeiten ein reiner Konsumentenstandpunkt geltend gemacht werden könne und dürfe, diese bei rein politischen Agitationen so oft gewollt gelegnete oder unwillkürlich übersehene Erkenntnis wird sich in den Gewerkschaften zweifellos mit zunehmender Erfahrung und Umsicht immer nachdrücklicher ausprägen.«

Mag diese Gewerkschaftspraxis, wie Schippel sagt, auch noch vielfach »reine Augenblickseingebung« sein, der Weiterdenkende wird sie in seinem geistigen Arsenal kaum mehr missen können und wollen. Die Wechselwirkung zwischen dem wirtschaftlichen Niveau des Gesamtgewerbes und der in ihm tätigen Arbeiter, zwischen dem Preis des Produkts und der Lebenshaltung seines Verfertigers ist im Buchdruckgewerbe seit langem erfaßt und in Vertragsbestimmungen zu praktischem Leben erwacht. Auch hier ist Döblin frühzeitig ein Bahnbrecher gewesen. Unter die selbe Rubrik fällt die Beschränkung der Lehrlingszahl, die den Buchdruckern aus anderen Gewerkschaftskreisen den Vorwurf der *Zünftlerei* eintrug, wobei man nur übersah, daß ungehemmte Lehrlingsausbildung nicht nur deren Anlernung und Fortbildung beeinträchtigt, sondern daß auch bei dem Bestreben an Stelle der Ausgelernten neue Berufsbeflissene einzustellen dem jungen Gehilfen die gewerbliche Existenz erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht wird.

Döblins Wesensart und Erfolge waren zwar zum Teil von der Eigenart seines Berufs und dessen Interessen abhängig. Man würde aber der Bedeutung dieses ungewöhnlichen Mannes nicht gerecht, wollte man nicht auch seine hervorragenden persönlichen Gaben würdigen. Nicht nur in seiner Organisation galt er als Autorität, namentlich auf dem Gebiet des Tarifvertrags, sein Urteil hatte bestimmendes Gewicht auch bei der Regelung der internationalen Beziehungen der Buchdrucker, wie er auch in der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, der er seit 1903 angehörte, sich großen Ansehens erfreute. Daß die sachliche Vertretung wirtschaftlicher Interessen auch bei den Vertragskontrahenten Achtung und Wertschätzung nicht ausschließt, erwies sich stets. Hohe Intelligenz, Arbeitsfreudigkeit, Energie, verbunden mit großem Geschick im Abschließen von Vereinbarungen und Überbrücken von Gegensätzen und Zuverlässigkeit in allen Lagen zeichneten ihn aus. Die Wirksamkeit Emil Döblins schildern heißt gleichzeitig die Geschichte des Verbandes der deutschen Buchdrucker in den letzten 30 Jahren schreiben; auch die Chronik der deutschen Gewerkschaftsbewegung gibt auf vielen Seiten seinen Einfluß wieder. Er war ein Mann, nimmt alles nur in allem!

RAPHAEL SELIGMANN · DIE RUSSISCHE INTELLIGENZ



UR jenen Begriffs- und Vorstellungsinhalt, den der Russe in der Regel mit der Bezeichnung Intelligenz verbindet, besitzen die westeuropäischen Sprachen meines Wissens keinen annähernd klaren und eindeutigen Ausdruck. Der Name Intellektuelle, durch den die westeuropäischen Sprachen eine gewisse Klasse von geistigen Arbeitern oder geistig irgendwie interessierten Per-

sonen zu bezeichnen pflegen, trägt allzu deutlich den Stempel eines rein individualistischen Ursprungs an der Stirn, während der Begriff der Intelligenz bei dem Russen auf eine mehr oder minder tiefgehende Verankerung in gewissen gesellschaftlichen Dispositionen und völkischen Gefühlszusammenhängen hindeutet. In der geistigen Physiognomie des westeuropäischen Intellektuellen vermißt man jene innere Beziehung auf einen außerhalb seiner Individualität liegenden, im Sozialen und Völkischen wurzelnden Mittelpunkt, der der Mentalität des russischen Intellektuellen einen gewissen transindividuellen Aspekt verleiht, seinem ganzen Gebaren einen ins Allgemeine gehenden Zug aufprägt und ihn gewissermaßen als ein lebendiges Glied einer realen Gemeinschaft erscheinen und auftreten läßt. Wenn die russischen Intellektuellen nicht nur eine Gruppe mit gewissen gemeinsamen Zügen, nicht nur eine gewisse soziale Kategorie sondern eine konkrete Gemeinschaft bilden, so haben sie es der gemeinsamen Beziehung zu diesem in den Tiefen des Völkisch-Sozialen liegenden Schwerpunkt zu verdanken, der sie alle insgesamt um sich sammelt, und von dem aus sich ein unsichtbares, sie alle mit einander vereinigendes Band um sie schlingt.

Man wolle mich indessen nicht mißverstehen: Auch die westeuropäischen Intellektuellen hängen ganz entschieden mit einander zusammen, insofern sie gewisse, mitunter sehr markante Züge gemein haben und einen ihnen allen anhaftenden, mitunter sehr scharf ausgeprägten Charakter aufweisen, von all den mannigfaltigen, sie zu einem Ganzen zusammenschließenden Interessen materieller und geistiger Art gar nicht zu reden. Allein dies alles trägt einen äußerlichen Gruppencharakter und berührt nur selten den innern Wesenskern ihrer geistigen Natur; sie bleiben bei all diesen noch so stark sich geltend machenden Zusammenhängen in ihrem rein persönlichen Denken und Fühlen gesonderte, auf sich selbst gestellte Individuen mit ihren eigenen Zielen und Ziellossigkeiten, mit ihren eigenen Tendenzen und Tendenzlosigkeiten und entbehren vor allem jenes lebhaften Bewußtseins eines innigen, sie zugleich mit einander und dem Völkisch-Sozialen verknüpfenden Bandes, das einen prägnanten Wesenszug im Geist des russischen Intellektuellen ausmacht. Der Zusammenhang mit dem Ganzen trägt bei dem russischen Intellektuellen eine tief persönliche Färbung und weist eine tief personale Verankerung und Bedeutung auf. Dieses Gefühl der Verwurzelung in einem völkisch-sozialen Untergrund und die fast unbewußt vollzogene Einstellung seines ganzen Wesens auf gewisse Imperative des sozialen Gewissens werden den wahren russischen Intellektuellen in allen seinen geistigen Betätigungen und Unternehmungen begleiten. Und dies unbeschadet seiner Zugehörigkeit zu dieser oder jener Gesellschaftsklasse und seiner sonstigen geistigen Sympathieen und Antipathieen. Mag der russische Intellektuelle noch so extrem-individualistischen Theorieen huldigen, mag er sich noch so anarchistisch-nihilistisch gebärden: dieses Gefühl und diese Einstellung werden ihn nimmermehr verlassen, und die (wenn auch negative) Bezugnahme auf gewisse Forderungen des gesellschaftlichen Gewissens werden in seine am weitesten ausholenden zentrifugalen Tendenzen fast gegen seinen eigenen Willen immer wieder hineinspielen. Der wahre russische Intellektuelle wird es nie fertig bringen sich gegen das Völkisch-Soziale in der Weise abzuschließen wie es seinem westeuropäischen Kollegen meistens mühelos gelingt, und sein oft übertriebener und allzu grell hervortretender Individualis-

mus und Subjektivismus ist in den meisten Fällen nur die Kehrseite dieses starken sozialen Instinkts, der, wie es im Gefühlsleben komplizierterer Naturen nicht selten geschieht, in sein direktes Gegenteil, in einen Protest gegen die Überhandnahme des Sozialen umzuschlagen pflegt. Das unbewußte Tendieren gegen einen in den Tiefen des Völkisch-Sozialen verborgenen Mittelpunkt hin prägt der Physiognomie des wahrhaften russischen Intellektuellen einen gewissen ethischen Zug auf, den man bei seinem westeuropäischen Kollegen kaum antreffen wird. Es ist etwas im Gemüt des russischen Intellektuellen, das ihn immer wieder zum Nachdenken über die praktisch-ethische Verwertbarkeit seines ganzen geistigen Tuns und Lassens treibt, das ihn immer wieder, fast gegen seinen eigenen Willen, nach dem ethischen Berechtigungsgrund seiner geistigen Betätigung fragen und jede kulturelle Errungenschaft auf deren Bedeutung für das Wohl und Wehe der menschlichen Gesellschaft prüfen läßt. Der westeuropäische Intellektuelle ist vermöge seiner individualistischen Isoliertheit vielleicht ungebundener und freier in seinem geistigen Streben, er fühlt sich vielleicht in seinem intellektuellen Forschen nicht in diesem Maß durch die Fesseln einer sozialen Verantwortung gehemmt: aber es fehlt ihm jener ethische Oberton, der im Suchen des russischen Intellektuellen so stark vibriert, es fehlt ihm jener seelische Auftrieb, von dem sich der russische Intellektuelle in seinem Drängen und Forschen gehoben fühlt.

Das lebhafteste Bewußtsein einer gemeinsamen Aufgabe gibt der russischen Intelligenz eine innere Geschlossenheit, die gegen die formelle Einheitlichkeit der meisten nach Berufsinteressen gegliederten westeuropäischen Intelligenz so grell absticht und das Merkmal geistiger Gemeinschaften zu bilden pflegt. Als Glied einer geistigen Gemeinschaft fühlt sich daher jeder wahre russische Intellektuelle, ungeachtet der starken Differenzierung nach den mannigfaltigsten parteipolitischen Programmen und Anschauungen, die innerhalb der russischen Intelligenz von jeher obwaltete und je weiter je mehr im Zunehmen begriffen ist. Zur Aufnahme in diese Gemeinschaft gehört außer einem gewissen Bildungsniveau vor allem die stillschweigende Verpflichtung den Interessen der Gesamtheit in breiterem oder engerem Sinn auf irgendwelche Weise durch sein Wissen und Können zu dienen. Und unter diesem Gesichtswinkel wird auch der russische Intellektuelle in den weitaus meisten Fällen von der Gesellschaft und vom Volk betrachtet. Der Gesellschaft wie auch dem Volk gilt der Intellektuelle nicht nur als ein Mensch, der etwas versteht und etwas kann, sondern vor allen Dingen als ein Mensch, der etwas will. Der russische Intellektuelle wird auf diese Weise der Gesellschaft wie auch dem Volk in einer Weise nahegerückt, wie wir es im westlichen Europa niemals beobachten werden. Zwischen dem Intellektuellen und der Gesellschaft stellt sich von Anfang an ein mehr oder weniger intimes, mehr oder weniger vertrautes Verhältnis ein, das in einer vorwiegend moralischen Bewertung seinen Ursprung hat. Wer einmal in seinem Leben diese Atmosphäre von Intimität und Vertrautheit eingeatmet hat, wer von den tausend Impulsen dieser großen und breiten Öffentlichkeit sich in seinen Bestrebungen und seinem geistigen Ringen immer wieder angespornt, gestärkt und gehoben fühlte, wer die belebende Wärme dieser aufmerksamen, Interesse und Achtung entgegenbringenden Gesamtheit zu spüren bekam, der wird für westeuropäisch-kulturelle Verhältnisse sein Leben lang gründlich verdorben sein.

der wird dem gesellschaftlichen Treiben innerhalb der westeuropäischen Kulturwelt keinen Geschmack mehr abgewinnen können. Der westeuropäische Intellektuelle, zumal in manchen Ländern des westlichen Europas, wird in seinen Augen als ein Mensch erscheinen, der in einer stickigen Atmosphäre aufgewachsen ist und der, solange er darin lebt, naturgemäß von der ganzen Misere seiner Umgebung absolut nichts merkt; den man zuerst an die freie Natur hinausführen muß, damit sich ihm die Augen öffnen, damit er sieht, daß er sein bisheriges Leben in einem schlecht ventilierten Loch zugebracht hat.

Die russische Intelligenz ist das Sensorium einer Gesamtheit: einer Gesamtheit, die ganz entschieden vielfachen und furchtbaren Verirrungen ausgesetzt ist, die aber in ihrem Schoß einen Schatz an ungebrochenen Kräften birgt und in ihrem geistigen Streben eine erfrischende Naivetät an den Tag legt. In diesem Sensorium finden alle Veränderungen und Schwankungen innerhalb der Gesamtheit eine getreue Widerspiegelung; wenigstens hält es die russische Intelligenz für ihre moralische Pflicht die einigermaßen wichtigen Wandlungen in der Gesellschaft aufzuspüren und zum Ausdruck zu bringen. Man muß zugeben, daß dieser Umstand sehr bedenkliche und fatale Schwächen in sich enthält. Der russische Intellektuelle ist allzu sehr geneigt sich bloß für einen Exponenten der Massen zu betrachten, er wird allzu leicht dazu verleitet in dem Massenhaften als solchem das ausschlaggebende Moment in der geistigen Entwicklung der Menschheit zu sehen. Alles, was den Tiefen der Masse entquillt, gewinnt schon eo ipso in seinen Augen eine hohe, fast mysteriöse Bedeutung, und das Wort »Vox populi vox Dei« ist vielleicht nie auf einen günstigeren Boden als den Geist der russischen Intellektuellen gefallen. Diese Wertschätzung des Massenhaften, die zu ganz fatalen Auswüchsen führen kann, hat natürlich ihre kulturgeschichtlichen Gründe und bildet ein Kapitel für sich, das in einem andern Zusammenhang behandelt werden muß.

Es sei noch hervorgehoben, daß der Russe zwischen dieser eigentlichen berufslosen, und der *diplomierten* Intelligenz (wie er sie nennt) eine scharfe Grenzlinie zieht. Der zweiten mißt er in der Regel untergeordnete Bedeutung zu; jedenfalls verbindet er nicht mit ihr alle jene Eigenschaften, die er an die erste knüpft.

LISBETH STERN · DING UND BILD



ALS im August 1914 die ganze Welt unter dem Eindruck des Krieges stand, so daß man nichts anderes sah und fühlte als Überfall, Notwehr und Kampf, war natürlich auch die Kinderseele von diesen Dingen bis zum Überlaufen voll. Ihre erregte Phantasie entlud sich in ihren Spielen und in endlosen Kriegsliedern. Einige Zeichenlehrer aus Wiener Gemeindeschulen hatten damals die glückliche Idee auch den Zeichenunterricht in dem Sinn zu nutzen, und der Erfolg war ganz überraschend. Die Themen in dem Zeichenunterricht waren nun Kriegereignisse, und sie lösten einen wahren Strom von Produktivität aus. Ein Bild überstürzte das andere, und alle entstanden mit einer solchen Sicherheit der Anschauung, daß sie eigentlich für die Kinder nur niederzuschreiben waren. Die Lehrer haben sich direkter Korrektur voll-

ständig enthalten und sich nur auf Anregungen und Ratschläge beschränkt. Das Wiener Illustrierte Extrablatt gab zu Weihnachten 1914 ein Kriegsbilderbuch heraus, das aus diesen Zeichnungen zusammengesetzt war, und Hugo Heller veranstaltete in seinem Kunstsalon eine Ausstellung, die sehr großes Interesse erregte.

Einer dieser Wiener Lehrer, Richard Rothe, hat nun eine große Anzahl dieser Bilder und auch gleichzeitig einen Teil der zahlreichen Kritiken in einem Buch vereinigt.¹⁾ Leider sind da die sehr wesentlichen Mitteilungen über den Unterricht selbst und über die Art, in der Kinder arbeiten, in den 2. Teil des Buches verlegt, und der 1. Teil ist, außer den Kritiken, mit einem recht unerträglichen Kriegsbrimborium angefüllt, der es einem schwer macht die Ohren für das folgende Positive offen zu behalten. Hier ist nun sehr interessant, wie die Entwicklung geschildert wird, in der beim Kind das innerlich Geschaute sich in die Zeichnung umsetzt.

Zuerst ist alles in der Profilebene gegeben, das heißt, auf einem Strich sind die Figuren einzeln nebeneinandergestellt, verschieden Großes in gleicher Größe. Nicht nur die Ebene, auch alle Figuren stehen im Profil. Rothe nimmt als Grund dafür einen etwas fernabliegenden, metaphysischen Zusammenhang. Ich glaube aber: Der Hauptgrund ist der, daß Kinder ausschließlich Bewegung geben wollen, und daß alle Körperbewegungen in der Profilebene gehen und nur in ihr deutlich und klar zu geben sind. Wenn nun die Kinder zu der Mißlichkeit gekommen sind mit dieser Profilebene nicht auszukommen, setzen sie zuerst mehrere solcher Streifen über einander; dann gehen sie, aus der Einsicht, daß es den da entstandenen leeren Raum nicht gibt, in einem Sprung zu dem Extrem, zu der en face-Ebene über, das heißt sie stellen die Ebene senkrecht auf, von dem obern Bildrand bis zum untern, und alles wird Raum. Zu Anfang ist diese Ebene spärlich gefüllt; in der Mitte und an allen 4 Ecken ist eine Figur gesetzt, und erst allmählich füllt sie sich mit ornamentalen Gras- und Blumenbüscheln, die als ein Flächenmuster in Reihen stehen. Verschieden Entferntes ist noch gleich groß, ohne sich zu überschneiden.

Nun wird den Kindern, um sie davon zu lösen, bergiges Terrain aufgegeben und damit eine räumliche Darstellung aufgenötigt: jeder Hügel verdeckt zum Teil ein dahinter Stehendes. Diese neue Welt der Raumauffassung, die sich dem Kind aus diesem Dahinter erschließt, bringt ihm enorme Umwälzungen und löst fast eine Art Schaffensrausch in ihm aus. Alles in der Welt scheint ihm jetzt möglich zu zeichnen: Überschneidungen, Figuren von hinten, Gruppen, ja ganze Massen. Um die neue Raumwelt voll zur Geltung zu bringen, läßt es vom untern Rand der Bilder Scharen von halbabgeschnittenen Figuren in den Bildraum hineinströmen, und dann in einem etwas spätern Stadium versucht es die selbe Bewegung in umgekehrter Richtung aus dem Bild heraus: einmal ein Ansturm der Truppen, das andere Mal die Flucht der Feinde. Aber der Raum ist noch lange nicht als geschlossen gedacht, sondern er ist in einzelnen Flächen hinter einander aufgebaut. Das Hintereinander der Dinge, an dem das Kind jetzt arbeitet, ergibt ein allmähliches Schrägerwerden der Ebene. Bis zur wagerechten Ebene ist es während des Schulunterrichts nicht gekommen, sondern die Schräge wurde nur so

¹⁾ Siehe Rothe Die Kinder und der Krieg /Prag 1915/7

weit geführt als die Kenntlichkeit der Dinge darunter nicht leidet. Die Überschneidungen innerhalb dieser »Bergperspektive«, wie Rothe sie nennt, bleiben durchaus gering.

Die weitere Entwicklung bewegte sich dann nur in dem allmählichen Freierwerden der Rhythmen. Während sich früher die Massen in ganz gebundenen Reihen bewegten, werden sie jetzt in einzelne Formen aufgelöst. Die Beziehungen zwischen ihnen bleiben aber gering; sie sind meist als gleichwertig behandelt und höchstens in einer Art Addition zu einander in Beziehung gesetzt. Von allgemeinen Beobachtungen ist noch zu nennen, daß sich nie der Sinn für reine Ornamentik bei den Kindern findet; sie haben immer nur ganz bestimmte Dinge darstellen wollen. Sie machen sich nach Rothe eine Art Symbol der Dinge zurecht, ähnlich einer Bilderschrift, nur mit dem Unterschied, daß die Bilderschrift zu einer Vereinfachung und Schematisierung der Form führt, während die Kinder natürlich ständig nach einer Bereicherung streben. Mit diesem ihrem Schatz von Symbolen schalten sie dann in rein erzählendem Sinn frei und gänzlich ungehemmt. Ähnlich der frühen Kunst ist oft die wichtige Figur, wie der Anführer einer Truppe, in sehr viel größerem Maßstab gegeben als die anderen.

Der Sinn für Farbe ist ungleich früher entwickelt als der für Form. Oft ist die Form nur als Träger für sie gegeben. Und überall die gleiche starke Freude an der Reinheit und Ungebrochenheit der Farbe. Nur von 2 Kindern erzählt Rothe, die alles in schweren dunkelblauen und grauen Farben gemalt hätten, mit schwarzen Blumen. Aber beide Kinder waren krank und starben noch während der Schulzeit. Als grundlegend für alle seine Beobachtungen betont Rothe aber immer wieder, daß alles, was die Kinder machen, ihnen nicht die Wiedergabe von Gesehenem bedeutet sondern ausschließlich immer nur irgendwie innerlich Erlebtes; das sieht er als das A und O der Kinderkunst an.

Diese neue Art des Zeichenunterrichts in den Bürgerschulen ist auf Fr. Cizek zurückzuführen, der die Kurse für Jugendkunst an der Kunstgewerbeschule leitet, und der vor allem den Wert der handwerklichen Technik beim Unterricht betont ⁷⁾, die auch Rothe in seinem Unterricht üben läßt. Nur ein Teil der Bilder ist in Zeichen- und Tuschtechnik gemacht, andere in Linoleumschnitt und Zinkätzung.

Wenn nun auch ein Zeichenunterricht die Anschauung und Kenntnis der Dinge am allerbesten fördert, so verwahrt sich Rothe doch durchaus dagegen den Unterricht als ein Lehrmittel anzusehen, wie er es ebenso ablehnt ihn als einen Kunstunterricht zu behandeln. Er sieht den Zweck ausschließlich in dem produktiven Arbeiten überhaupt, der in allen anderen Lehrfächern, die mit dem Intellekt arbeiten, fast ganz zurücktritt. Der Aufsatz, der auch produktive Arbeit verlangt, liegt dem Kind ungleich ferner und wird fast nie ohne direkte Anordnung gemacht, während im Zeichnen dem Kind kaum je sich Hemmungen entgegenstellen. Dazu kommt, daß das Gezeichnete in seiner Seele viel eingewurzelter drin sitzt als das gesprochene Wort. Anders natürlich, wenn die Zeichenthemen nicht Erlebtes sondern leeres Ornament sind. Darum warnt auch Rothe vor dem Ornamentzeichnen und läßt es höchstens ganz innerhalb der bestimmten Handwerkstechnik, wie bei

⁷⁾ Siehe Cizek Papierschnide- und -klebearbeiten (Wien 1914/).

den Flechtmustern und dergleichen, gelten. Mit dem Üben des Handwerklichen sollen nicht nur der Sinn und das Verständnis für die Forderungen eines jeden Materials lebendig werden, sondern Rothe denkt damit auch dem Dilettantismus zu steuern. Vor dem Zeichnen nach der Natur warnt er als vor dilettantischer Kunstspielerei. Es werden dabei Glanzlichter und allerhand zufällige Beleuchtungen und Überschneidungen versucht, und die Kinder kommen von dem Wesentlichen: einer einfach konstatierenden Wiedergabe von Form und Farbe, ab. Valeurs und Reflexe haben keinen Sinn für sie. Die richtige Auffassung der Eigenfarbe und der Grundform soll ihr Ziel sein, eine Art idealer Typus. Darum ist das Wichtigste im Zeichenunterricht das: so lange wie möglich das Zeichnen nach der Vorstellung und dem Gedächtnis. Die Kraft und die Naivetät der Vorstellung bekommt beim Heranwachsen der Kinder einen Bruch. Ungefähr um das 14. Jahr herum wird sie unsicher und suchend; den Bildern ist alle Kraft genommen, sie sind dilettantisch und schwach.

Bis hierher geht Rothe mit viel feinem Gefühl der Kinderart nach. Daß er sich aber in diesen Bruch der produktiven Kraft fügt wie in eine stabilisierte Notwendigkeit, will mir nicht in den Kopf. Denn wenn er auch bei uns durchaus allgemein ist, so scheint er mir doch zum großen Teil von der rein technischen Art unserer jetzigen Wissenschaft bedingt zu sein. Weder in früheren Zeiten noch bei den Naturvölkern oder den Orientalen ist er wohl so allgemein und stark fühlbar gewesen. Daß alles, was wir lernen, und unsere ganze Naturauffassung zu den Dingen selbst ein so entferntes Verhältnis hat, daß wir sie fast nur als irgendwelche Größen in bestimmten mathematischen Verhältnissen empfinden, macht, daß den Dingen alles Blut entzogen ist, und daß wir nicht mehr ihr ganz bestimmtes Wesen und die Art der nur ihnen eigenen Gesetzmäßigkeit verstehen können. Wie sollen sie dann noch als Wirklichkeit in unserer Seele weiterleben können? Auch daß zum Beispiel die Umbildung der Raumauffassung bei den Erwachsenen nur in der Tradition unseres halbwissenschaftlichen Kunstunterrichts liegt, ist mir klar. Die in das Bild wagerecht hineingeschobene Ebene, auf der die Dinge senkrecht zu stehen haben, war eine Art Fundamentalforderung unserer verflössenen naturalistischen Kunst und war natürlich eine Hauptforderung jenes *richtigen* Zeichnens nach der Natur, die stets als letztes Kriterium in der Wertung von Kunstwerken galt. Jeder aber, der selbst gezeichnet hat, weiß, was das Zeichnen nach der Natur für eine Vergewaltigung der Sinne bedeutet. So sehr gegen das lebendige gewohnte Sehen war dieser Aufbau der Dinge auf der Wagerechten, daß, um damit zurechtzukommen, überall Hilfskrücken in der Form von Maßstäben oder Konstruktionen perspektivischer und statischer Art nötig waren. Beim Zeichnen nach der Vorstellung fällt das eben alles fort. In der Konzeption stellen sich mir die Dinge nicht auf der Ebene in einer bestimmten Ansicht hin sondern viel mehr in einer neuen Art Raum, in dem auch meine Seele wohl spazieren und zu den Dingen treten kann; so bleibt bei der freien Konzeption die Ebene wohl immer schräg gerichtet, und die wagerechte, sich in das Bild hineinschiebende (die Rothe als ein Ideal hinstellt, zu dem die Kinder noch nicht fähig seien) ist nichts als ein Übergang von wissenschaftlich richtigem Konstruktionszeichnen in die Gerechtere der Kunst. Auch mit der gesamten Perspektive liegt es so, die doch das Hauptschema ist, nach der in der Malerei der Raum aufgebaut wird. Sie

gilt auch Rothe noch als der letzte Schlüssel der künstlerischen Weisheit, und dabei ist diese Weisheit nichts für lebendige Wesen und deren Augen sondern nur für die Augen, wie sie in den Lehrbüchern stehen, die starr geradeaus kucken, mit unverrücktem Kopf; aber in Wirklichkeit verschiebt eine jede Bewegung des Auges und auch schon das Sehen mit zwei Augen das Bild vollständig, so daß eben ein Zusammen der verschiedenen momentanen Ansichten entstehen muß, in dem kaum eine Wagerechte oder Senkrechte ihren von der Perspektive vorgezeigten Weg gehen wird. Das alles macht, daß das innerlich geschaute Bild sich unmittelbarer und freier in das Gezeichnete umsetzen kann, wenn es nicht den Umweg über Natur und Modell zu machen braucht.

Nun stehen aber dem Zeichnen nach der Vorstellung auch allerhand Gefahren entgegen, und es fragt sich, wie dieses Zeichnen denn eigentlich zu schulen wäre. Er behandelt das Zeichnen aus dem Gedächtnis und der Vorstellung als das selbe. Darin liegt wohl ein Irrtum, wenigstens wenn man das Gedächtniszeichnen so behandelt, wie ich es in einem Anweisungsbuch für den Unterricht im Gedächtniszeichnen fand. Hier müssen die Vorstellungen eher entkräftet und hohl werden, als daß es sie stärke. Es wurde in dieser Methode eine andere Hilfskrücke herangenommen, eine Art Mnemotechnik, die die lebendigen Formen zuerst auf ein geometrisches Grundschema zuschneidet, das ihnen möglichst entsprach und die dann mit diesen vereinfachten Ersatzformen, die sich aber dem Gedächtnis nicht als sinnliche Dinge einprägen, alle Varianten durchübt. Die Erfolge dieser Methode sind enorm. Fast für alles hat man sein Rezept in der Tasche, und was man zeichnet, ist eben in gewissem Sinn richtig. Aber gerade diese Art der *Richtigkeit* ist der Hauptfeind unserer Kunst. Sie hat die Dinge auf bestimmte Konstruktionen reduziert und gibt sie nun in diesem Sinn wieder, so daß auch für den Beschauer allein die Einsicht in diese Konstruktionen mit ausschlaggebend ist; er nennt die Zeichnung richtig, weil er die Gesetze des Aufbaus sieht und versteht. Er freut sich über die Einsicht und ist zufrieden. Wie weit man aber damit sich von den Dingen selbst entfernt, liegt auf der Hand. Man kann mit solchen Regeln wohl eine Maschine zeichnen, aber kein lebendiges Wesen. Da ist ein ganz prinzipieller Unterschied. Vielleicht kann man den Unterschied mit der Struktur eines Dinges und dem Konstruktionsschema bezeichnen. Dieses gibt eben das Prinzip des mechanischen Aufbaus, seine Gewichtsverteilung, überhaupt seine Statik. Sein Schema ist ein Ausdruck für Gesetze, die schlechthin gelten, und die ich auch schlechthin verstehen kann, ohne dabei die Vorstellung eines ganz bestimmten Dinges in mir zu haben. Während, wenn ich die Struktur des Dinges verstehen will, ich eben auch dieses Ding selbst brauche. Das ganze Verstehen ist ungleich sinnlicher, und Farbe, Oberfläche und Konsistenz hängen den Gesetzen nicht an wie ein beliebiges Mäntelchen, sondern sie sind in festem Zusammenhang und entwachsen einer Wurzel. Überhaupt, das Wachsen des Dinges zu erfassen ist für die Kunst so durchaus wesentlich. Die Konstruktionszeichnung stellt immer nur einzelne Momente dar, und von einem verschiedenen Wert dieser Momente könnte nur im Sinn der Konstruktionsdeutlichkeit die Rede sein. Diese einzelnen Bilder sind aber tot; sie haben unter einander keine Übergänge und können kein Wachsen und keine Entwicklung geben, und dieses ist das Wesentlichste beim lebendigen Ding. Kein Querschnitt und

kein Schema, weder gezeichnet noch in Worten, kommt diesem Verstehen nahe. Es muß eben tiefer sitzen und ist wohl das Fundament zu einer jeden Art Kunst. Wenn ich ein Gesicht wirklich verstehe, dann sehe ich es nicht in dem augenblicklichen zeitlichen Querschnitt, den es vielleicht gar nicht gibt, sondern ich sehe in dem gegenwärtigen eine Vereinigung von Vergangenheit und Zukünftigem. Daß die Kunst mehr zu geben hat als nur den jetzigen Augenblick, trifft aber natürlich nicht nur das geistig Bewegte sondern jede Bewegung an sich, auch die rein äußerliche. Daß eine Bewegung während des Zeichnens wachsen konnte, war den Deutschen vor ein paar Jahrzehnten noch ein Unding. In den Rodinschen Aktzeichnungen wurde es ihnen vielleicht zum erstenmal bewußt, und wir fanden es dann auch in vielen Blättern Japans, überhaupt in orientalischer Kunst wieder. Und hier war auch der Moment, wo die konstruktive Richtigkeit nicht nur künstlerisch indifferent war, sondern wo sie direkt falsch wurde; als ein momentaner Zeitschnitt gesehen war vieles falsch und hatte keine Statik, was richtig würde, wenn man es als die Verbindung verschiedener Momente fühlte. Beim Zeichnen dieser Art kommen eben nicht nur das Auge und die Hand als ihr inferiores Organ in Betracht, sondern auch direkt motorische Kräfte, die sich in die Bewegungen der Hand ganz unmittelbar und künstlerisch umzusetzen vermögen. Damit kann auch endlich wieder die Linie lebendig werden. Wir kannten in den letzten Jahren eigentlich nur Striche, die den und jenen Sinn hatten. Einmal war es der zerrissene impressionistische Kontur eines Dinges oder nur die Verbindung von bestimmten Konstruktionspunkten, so geradlinig wie unsere ganze technische Wissenschaft. Und was erschließt sich gerade der Linie für Ausdrucksfähigkeit, wenn man anfängt das Dynamische in ihr zu fühlen, ihre verschiedenen Tempi, Unentschlossenheit, das Komprimierte ihrer Kräfte und dann die Entladung. Endlos sind ihre Möglichkeiten, und Valeurs und Farbflächen kommen in der Kraft ihres Ausdrucks kaum da heran. Mit der Bewegung des einzelnen Dinges steht aber auch wieder das Umher in engstem Zusammenhang. Die Bewegtheit des einen geht hinüber zum andern, wird da wieder weiter- und zurückgegeben, und der Rhythmus dieses Hin- und Herüber ist mit das Wesentlichste der Kunst. Daß unsere jetzige Kunst ganz und vollständig in diesen Problemen steckt, ist klar; man denke aber auch an die Lösungen der frühern Kunst, an Gotisches und Chinesisches. Im Völkerkundemuseum sind die Gipsabgüsse von großen Reliefs aus Siam: Auf der selben Fläche eine Schar von Kämpfern und eine Gruppe von Tänzerinnen, in beiden ein ganz anderer Bewegungsrhythmus. Sie sind nun nicht etwa durch eine Raumeinschließung zusammen komponiert sondern zwar auf der selben Fläche, aber völlig getrennt durch die Größe der Figuren. Sie sind neben einander gestellt als ein absolut Neues, wie etwa die verschiedenen Sätze in einem Musikstück.

Nun ist aber immer wieder zu fragen, wie diese Art von Kunst zu üben wäre. Direkt wohl weniger als durch ein Freimachen der Wege. Daß das freie Zeichnen der Kinder so weit wie irgend möglich zu erhalten ist, ist klar. Um nun ihren Formenschatz möglichst zu erweitern und die Kenntnis der Dinge zu fördern, könnte wohl an Stelle des Zeichnens nach der Natur vielleicht ein plastisches Nachformen treten. Die Gewaltbarkeit der Raumwiedergabe wird umgangen, und das Verhältnis zum Ding wäre direkter und ohne wesentliche Übertragung. Technisch wären viele Schwierigkeiten dabei, da es

ein wirklich entsprechendes Material dafür nicht gäbe. Plastilin ist zu plump in vielen Fällen und ungeeignet zum Färben, und die anderen Techniken, etwa farbiges Papier über einem Gestell geklebt, zu diffizil für Kinderhände. Daß überhaupt unsere Hände so schwer beweglich sind, zum Beispiel im Verhältnis zu den chinesischen! Wenn der Bau der Hand auch ein sehr anderer sein mag, so könnte doch sicher in der Schule daran gearbeitet werden, daß die Hand freier werde, und daß all ihre künstlerischen Fähigkeiten sich mehr nuancieren und ausbilden. Bei den Chinesen ergab sich das mit dem Üben ihrer Schrift, während unsere mit ihren immer gleichen Winkeln nur wenig Gelegenheit dazu gibt. Ich würde mir ein Üben von allerhand verschiedenen Kurven durchaus geeignet dafür denken, wenn es nicht für Kinder gerade durch seine scheinbare Sinnlosigkeit unerträglich langweilig sein müßte. Vielleicht wäre da schon das allgemein verpönte Kopieren geeigneter, das ich gar nicht für ein solches Teufelswerk halte wie es meist eingeschätzt wird. Das Vertiefen in einen wirklich Großen, zu dem das Kind natürlich auch ein besonderes Verhältnis haben muß, und das Einfühlen in seine Handschrift kann dem Heranwachsenden wohl sehr viel geben, vielleicht mehr als das eigene Herumsuchen.

Noch ein anderes könnte sich damit vielleicht verknüpfen: Das künstlerische Mittelniveau könnte unter Umständen damit ein höheres werden. Es ist ja schwer Fernstehendes einigermaßen richtig zu werten; aber mir scheint, daß die mittelmäßige Dutzendware, die zum Beispiel in Japan oder im alten Griechenland oder im Barock und Rokoko fabriziert wurde, doch auf höherem Niveau stand als die Kunst, die bei uns in den Hinterräumen der verschiedenen Ausstellungen sich zeigt. Und vielleicht eben darum, weil die Unseren direkt aus sich heraus und der Natur schöpfen wollten. Wo aber das Ich nichts zu bieten vermag, ist die gut geschulte Tradition sicher noch besser als jenes leere und richtungslose Herumtasten. Und ähnlich geschieht es zum Beispiel auch in unserm Kunstgewerbe. Einer lernt hier vom andern; das Arbeiten wird hier in gewissem Sinn gemeinsam und erschließt mit dieser Gemeinsamkeit einen bestimmten Stil. Daß aber eine solche Tradition in keinem Fall die Selbständigkeit eines großen Einzelnen anzutasten vermag, liegt auf der Hand. Die Beziehungen, die zwischen diesem und der Natur leben, das gegenseitige Empfangen und Geben, sind nicht zu unterbinden, und keine Schule und Tradition vermögen sich dazwischenzuschieben.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Kommunalsozialismus / Hugo Lindemann

Leipzig: Verwal- Seitdem die Gemein-
tung der techni- große industrielle Unter-
schen Werke nehmerinnen auf einer
wachsenden Zahl von Gebieten gewor-
den sind, hat sich mehr und mehr die
alte Beamtenorganisation, wie sie auf
Grund der Städteordnungen und der
Verwaltungspraxis geschaffen worden
ist, als nicht mehr den Bedürfnissen
genügend erwiesen. Als daher die

Stadt Berlin die Berliner Elektrizitäts-
werke in eigene Regie übernahm, machte
sie den Versuch durch eine neue Ver-
waltungsorganisation Mißstände, die
sich bei der Verwaltung der Gaswerke
gezeigt hatten, bei dem Betrieb des
neuen Unternehmens von vornherein
auszuschalten. Über diesen sehr inter-
essanten und beachtenswerten Vorgang
ist in dieser Rundschau (1915 I, Seite
456 f., und 1915 II, Seite 603 ff.) be-
richtet worden. Dem Beispiel Berlins
ist nunmehr Leipzig gefolgt, dessen

technische Werke zum Teil infolge der veralteten Verwaltungsorganisation nicht die rechte Entwicklung finden konnten. In ihrer Sitzung vom 9. Mai 1917 hatten daher die Stadtverordneten den Rat ersucht die Verwaltung der städtischen technischen Werke nach privatwirtschaftlichen Grundsätzen umzugestalten. Sie hatten dabei folgende Richtlinien vorgeschlagen: Alle in den Werken tätigen Personen sollen in Zukunft nicht mehr als Beamte sondern auf Kündigung angestellt werden; dabei war die Beteiligung des Vorstandes und einzelner wichtiger Angestellten am Reingewinn in Aussicht genommen. Die Werke sollen durch einen Vorstand und einen Aufsichtsrat geleitet werden. Der Vorstand soll aus einem Generaldirektor, je einem technischen Werksdirektor und einem für die 3 Werke gemeinsamen kaufmännischen Direktor bestehen. Neben den Vorstand tritt ein Aufsichtsrat aus Mitgliedern des Rates, der Stadtverordnetenversammlung und einigen sachverständigen Bürgern mit den Rechten und Pflichten eines Aufsichtsrats, wie sie das Handelsgesetzbuch festsetzt. Die Wahl des Generaldirektors soll durch die Stadtverordneten, die der übrigen Vorstandsmitglieder durch den Aufsichtsrat, die der Angestellten bis zu einem Gehalt von 4000 Mark durch den Vorstand, sonst durch den Aufsichtsrat erfolgen. Besonderer Nachdruck wurde dabei auf die Loslösung der Werke vom Personalreferat gelegt.

Der Rat ist nun der Anregung gefolgt und hat eine neue Verwaltungsordnung ausgearbeitet, die zunächst nur als Gemeindebeschluß, nicht in der Form eines Ortsgesetzes, erlassen wird. Die Stadtverordnetenversammlung hat an der Vorlage des Rates einige wenige, allerdings wichtige Änderungen gemacht. Es soll daher der Kürze wegen die Organisation nach diesen Beschlüssen dargestellt werden.

An der Verwaltung der städtischen technischen Werke waren bisher beteiligt der Gesamtrat, der gemischte Ausschuß für die Gaswerke, der gemischte Ausschuß für die städtischen Elektrizitätswerke und die Wasserwerksdeputation (ihre Befugnis zur Bewilligung von Ausgaben erstreckt sich bis zu 3000 Mark; darüber hinaus ist der Gesamtrat zuständig), der Dezernent des Amtes für die technischen Werke (seine Befugnisse bestimmen sich nach der Geschäftsordnung des Rates; er ist Vorsitzender der gemischten Ausschüsse); endlich die 3 Direktoren der Werke und

der gemeinsame kaufmännische Direktor, denen die unmittelbare kaufmännische und technische Leitung der Werke im Auftrag und nach den Weisungen des Rates obliegt, die aber weder ein Recht auf selbständige Verfügung über die im Haushaltsplan vorgesehenen oder sonst bewilligten Mittel haben noch über die Annahme und Entlassung von Beamten, über Tariffragen usw. selbständig entscheiden können. Der Vorteil dieser Organisation liegt in der einheitlichen Leitung durch den Dezernenten, die durch die gemeinsame kaufmännische Leitung und die gemeinsame Kassenverwaltung unterstützt wird. Nachteilig ist die engebegrenzte Zuständigkeit der Ausschüsse und der Direktion. In dieser Richtung sind Änderungen erwünscht, um der Verwaltung größere Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit zu geben.

In Zukunft sollen nun zuständig sein: ein Verwaltungsrat für alle 3 Werke, der Stadtbaurat für diese als ihr Oberleiter und die Direktion je für die Gaswerke, Wasserwerke und Elektrizitätswerke. Der Verwaltungsrat ist eine gemischte Deputation aus je 6 Mitgliedern des Rates und der Stadtverordneten und 3 dazu gewählten Bürgern. Unter den 6 Ratsmitgliedern muß sich der leitende Stadtbaurat befinden, der auch den Vorsitz im Verwaltungsrat führt. Der Verwaltungsrat hat den Geschäftsgang der Direktion zu überwachen. Er ist ferner für die Vorbereitung und Vorprüfung der Haushaltspläne und Jahresrechnungen zuständig. Er macht Vorschläge für Gas-, Wasser- und Strompreise. Er begutachtet Verträge mit anderen Gemeinden über Lieferung von Gas, Wasser und Elektrizität und über die Benutzung ihrer Straßen, Plätze und Brücken zu deren Zwecken. Endgültig zuständig ist er für die Gewährung von Ausnahmen von den allgemeinen Lieferungsbedingungen in besonderen Fällen, soweit dafür nicht die Direktionen zuständig sind, für die Verwendung der bewilligten Mittel, für die Abschlüsse von Kohlenankäufen sowie für Anschaffungen zwecks Erneuerungen und Erweiterungen der Anlagen. Die einheitliche Oberleitung der technischen Werke liegt in den Händen des Stadtbaurats. Ihm sind die Werkdirektionen unterstellt und deren Anträge zur Entscheidung vorzulegen. Die Leitung der einzelnen Werke ist getrennt. Sie besteht aus einem technischen und einem kaufmännischen Direktor; doch kann der letztgenannte auch für alle Werke

gemeinsam sein. Die Direktoren werden auf Vorschlag des Verwaltungsrats vom Rat ernannt. Der Stadtbaurat regelt den Geschäftsgang der städtischen technischen Werke. Unter seiner Oberleitung führt jede Direktion die Geschäfte ihrer Werke selbständig innerhalb der Grenzen des Haushaltsplans, nach den Anweisungen des Rates und Verwaltungsrates. Sie vertritt die Stadtgemeinde innerhalb des ihr zugewiesenen Geschäftskreises der Werke. Sie ist mit Zustimmung des Stadtbaurats ermächtigt in besonderen Fällen mit Abnehmern Vereinbarungen zu treffen, die von den allgemeinen Lieferungsbedingungen abweichen (Höchstwert der Liefermenge 10 000 Mark, Dauer der Vereinbarung nicht mehr als 5 Jahre) und außergerichtliche Vergleiche über Ansprüche bis zu 3000 Mark abzuschließen. Der Verwaltungsrat hat Bestimmungen über die Grenzen zu treffen, innerhalb deren die Direktionen mit Genehmigung des Stadtbaurats über haushaltsplanmäßige Mittel selbständig verfügen dürfen.

Der Rat hat ferner seine Zustimmung zu der von der Stadtverordnetenversammlung gewünschten Loslösung der Beamtenanstellungen vom Personalamt innerhalb gewisser Grenzen erklärt. Nach den von der Stadtverordnetenversammlung beschlossenen Grundsätzen sollen die Techniker und kaufmännischen Kräfte als Angestellte ohne Beamteneigenschaft durch freien Privatvertrag angestellt werden. Sie sollen daher auch in der Regel keine Pension und Hinterbliebenenversorgung beziehen. Die Annahme, Entlohnung und Entlassung dieser Angestellten soll ohne Mitwirkung des Personalamts durch die Direktionen mit Genehmigung des Stadtbaurats erfolgen. Bei Angestellten mit mehr als 4000 Mark Jahresgehalt bedarf es der Zustimmung des Verwaltungsrates. Innerhalb der vom Haushaltsplan ausgeworfenen Gesamtsumme kann frei über die Mittel verfügt werden, höhere Gehälter können also aus Mitteln frei werdender Beamtenstellungen gedeckt werden. Die Mitwirkung des Personalamts bleibt auf eine allgemeine Erhöhung der Gehälter und die Entscheidung allgemeiner Fragen des Versicherungswesens, der Urlaubsgewährung, des Disziplinarwesens beschränkt. Für die an den technischen Werken tätigen Arbeiter sollen die Bestimmungen der städtischen Lohnordnung auch weiter gelten. Anstellung und Entlassung erfolgen durch die Direktionen

der einzelnen Werke mit Genehmigung des Stadtbaurats. Für die Arbeiter bleibt das städtische Personalamt zuständig, die Ruhelohnordnung findet wie bisher Anwendung. Dem Wunsch nach Beseitigung des Ruhelohnes hat sich der Rat nicht angeschlossen. Er sah darin einen Rückschritt, den auch die Arbeiter sicher mit aller Entschiedenheit bekämpfen würden. Nach der Ansicht des Rates wird man auch die technischen und kaufmännischen Angestellten nicht von einer Versorgung bei Ausscheiden wegen Alters oder Krankheit ausschließen können. Diese Versorgung besagt übrigens nicht, daß man das System der Beamtenanstellung beibehält.

Lebensmittelversorgung Auf Antrag des Bürgermeisters Most haben die Stadtverordneten in Sterkrade beschlossen für die Zwecke der städtischen Nahrungsmittelversorgung eine Aktiengesellschaft mit einem Grundkapital von 500 000 Mark zu errichten, deren Aktien sich sämtlich in den Händen der Stadt befinden. Die Betriebsform der Aktiengesellschaft wurde gewählt, um das gesamte Gebiet der Nahrungsmittelversorgung von den anderen städtischen Verwaltungsaufgaben zu scheiden und bei der Entwicklung der Einrichtung die Möglichkeit freierer Ausgestaltung zu finden. Die Aktiengesellschaft soll die Stelle des Großhandels in Nahrungsmitteln versehen, der bis dahin in Sterkrade so gut wie gar nicht vorhanden war. Die Überschüsse der Aktiengesellschaft müssen zu Volkswohlfahrtszwecken verwendet werden. Die Leitung ist, namentlich bei allen kriegswirtschaftlichen Maßregeln, an die Weisungen des Vorsitzenden des Aufsichtsrats, das heißt des Bürgermeisters, gebunden. Der Aufsichtsrat besteht aus Stadtverordneten, die zugleich Mitglieder der Nahrungsmittelkommission und der Preisprüfungsstelle sind. In die Verwaltung der Aktiengesellschaft geht auch das neue städtische Lagerhaus über, das alle Einrichtungen zur Lagerung größerer Bestände (Kühlräume, Trockenanlagen usw.) enthält.

Jugendamt Die Vorlage des Berliner Magistrats, der ein städtisches Jugendamt errichten will, ist bereits in dieser Rundschau (1917 III, Seite 1192 ff.) mitgeteilt worden. Ein Ausschuß der Stadtverordnetenversammlung hat sich sehr eingehend mit ihr beschäftigt und insbesondere die Frage einer größeren Zentralisierung aller

auf dem Gebiet der Jugendfürsorge vorhandenen Einrichtungen und Bestrebungen in dem Jugendamt behandelt. Trotz aller Anerkennung des Zieles kam er doch zu der gleichen Ansicht wie der Magistrat. Es sollen die Arbeitsgebiete, die mit Erfolg von städtischen Verwaltungsdeputationen bereits bearbeitet werden, ihnen bis auf weiteres verbleiben. Eine spätere Angliederung soll damit nicht ausgeschlossen sein. Von den zahlreichen Anträgen, die auf eine Erweiterung der Zuständigkeit des Jugendamts gestellt wurden, sind nur 2 vom Ausschuß und dann auch von der Stadtverordnetenversammlung angenommen worden. Die Tätigkeit des Jugendamts soll sich auch auf die Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten sowie auf die schulentlassene Jugend, soweit sie fortbildungspflichtig ist, erstrecken. Außerdem wurde ihm noch der Schutz der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung übertragen, unbeschadet der Befugnisse der Waisendeputation.

Kurze Chronik Der Frankfurter Magistrat hat für die städtischen Geschäftsstellen die ungeteilte Geschäftszeit eingeführt. ◊ Die Stadtgemeinde Kassel hat größeren Grundbesitz zu dem billigen Preis von durchschnittlich 80 Pfennig pro Quadratmeter erworben, um darauf Kleinsiedelungen mit Gartenland zu errichten. Die Siedelungen sollen an Kriegsinvaliden abgegeben werden, die in Fühlung mit dem in der Nähe gelegenen Krüppelheim bleiben müssen und lediglich etwas Gartenarbeit verrichten können. ◊ Die Städtischen Kollegien in Augsburg haben 200 000 Mark zur Beschaffung und Anfuhr von Bauholz für die Zeit der Übergangswirtschaft, insbesondere mit Rücksicht auf den Bau von Kleinwohnungen, bewilligt. ◊ Die Stadt Weibefels hat den Bau und Betrieb eines neuen Gaswerks auf die Dauer von 30 Jahren der Kontinentalgasgesellschaft in Dessau übertragen. Die Errichtung in eigener Regie der Stadt mußte deshalb aufgegeben werden, weil die Anlagekosten wesentlich höher geworden wären als bei Abschluß des Vertrags mit der Kontinentalgesellschaft. Eine Nachprüfung der Behauptung ist nicht möglich.

Literatur In einer Abhandlung Wohnungsnot bei Friedensschluß, die als 2. Heft der Schriften des Deutschen Wohnungsaus-

schusses /Berlin, C. Heymann/ erschienen ist, gibt R. Kuszynski einen höchst lehrreichen Überblick über den Stand des Wohnungsmarkts vor dem Krieg und seine Entwicklung während des Krieges bis Ende 1916 und schließt daran einen Ausblick auf die Wohnungsnot, die bei Friedensschluß zu erwarten sein wird. Er faßt seine Ausführungen in die Warnung zusammen: »Der Wohnungsbedarf wird bei Friedensschluß außerordentlich stark sein, und zwar vor allem für Kleinwohnungen. Die vorhandenen Wohnungen werden in vielen Städten nicht ausreichen, um diesem Bedarf zu genügen.« Das Material für die Untersuchung ist durch eine besondere Rundfrage bei allen Städten mit mehr als 50 000 Einwohnern beschafft worden. Es ist in einer Reihe von Tabellen zusammengestellt worden, in denen so weit wie möglich die Entwicklung des Wohnungsmarkts seit dem Jahr 1910 verfolgt wird. Aus den Ausführungen des Verfassers sei noch die kurze Auseinandersetzung mit der grundfalschen, aber immer wieder angewandten und zum Ausgangspunkt weitgehender Berechnungen (siehe zum Beispiel den Vortrag des Stadtbaurats Höpfer auf der Hauptversammlung der Vereinigung der technischen Oberbeamten deutscher Städte am 30. November 1917) genommenen Messung des Wohnungsbedarfs an der Bevölkerungszunahme hervorgehoben. ◊ In seiner Arbeit Die Organisation der Arbeitslosenunterstützung in Hamburg nach dem Kriege /Hamburg, Grefe & Tiedemann/ untersucht F. Zahn dieses wichtige Problem in seiner örtlichen Begrenzung für Hamburg. Er kommt zu dem Vorschlag eines städtischen Wohlfahrtsamts, das für alle neu auftauchenden Aufgaben auf dem Gebiet der Wohlfahrtspflege zuständig sein und als erste Aufgabe die Organisation der Arbeitslosenfürsorge in Angriff nehmen soll (siehe auch den Artikel Umbreit über Arbeits- und Wohlfahrtsämter, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, Seite 33).

WISSENSCHAFT

Psychologie / Georg Casary

Psychoanalytische Erziehung Da die Psychologie der Pädagogik das Handwerkszeug liefert oder wenigstens liefern soll, so finden alle Wandlungen und Neuerungen jener Wissenschaft in dieser ihren Widerhall. Und tritt nun gar eine psychologische Methode mit dem An-

spruch auf den Ariadnefaden für das Labyrinth des seelischen Geschehens, in dem der Erzieher so oft verzweifelt herumirrt, zu besitzen, welcher wahre Erzieher, sofern er nicht von dem gar zu sehr verbreiteten Erzieherdünkel besessen ist, würde nicht mit Freuden jene Zauberkunst sich zu eigen machen? Und doch haben einst nicht unbedeutende Erzieher und Psychologen in scharfer Erklärung gegen die Anwendung der Psychoanalyse in der Erziehung Stellung genommen. Nun hat wieder einmal einer ihrer Anhänger das Wort zur Verteidigung ergriffen. Der den Psychologen wohlbekannte Züricher Pastor Oskar Pfister hat einen vor Lehrern und Lehrerinnen gehaltenen Vortragszyklus unter dem Titel Was bietet die Psychoanalyse dem Erzieher? erscheinen lassen /Leipzig, Klinkhardt/. In der Hauptsache allerdings bietet diese Schrift nichts wesentlich Neues im Vergleich zu Pfisters früherer Schrift Die psychoanalytische Methode, die im selben Verlag herauskam; sie gibt aber Gelegenheit wieder einmal zu dem ganzen großen Bündel der damit zusammenhängenden Fragen Stellung zu nehmen.

Das Tätigkeitsgebiet der Psychoanalyse ist (man darf jetzt vielleicht schon sagen; bekanntlich) das unbewußte Seelenleben. Sie behauptet, daß Verlauf und Inhalt des bewußten seelischen Geschehens in seinen Hauptzügen durch im Unbewußten wirkende und ins Bewußte hinübergreifende Kräfte bestimmt werden. Diese versucht sie, soweit sie schädlich sind, durch besondere Methoden und auf Grund gewisser Annahmen, unschädlich zu machen.

Die Grundannahme ist, daß es »jenseits des Bewußtseins, worunter wir ein Bezogensein auf ein erfahrendes und erfahrendes Ich verstehen, Vorgänge, die denjenigen des bewußten Seelenlebens in jeder Hinsicht, abgesehen von der Bewußtheit, gleichen«, gibt. Pfister irrt sicherlich, wenn er meint, daß die »Tatsachen« dies zeigen. In diesem Gebiet des Unbewußt-Seelischen befinden sich, so lehrt die Theorie, Inhalte, die einst bewußt waren, aber, vom Schauplatz des Bewußtseins verdrängt, nun von ihm ferngehalten werden. Der Grund der Verdrängung ist die Unverträglichkeit oder Schwerverträglichkeit zweier seelischen Inhalte, »wie ist immer ein Kampfprodukt«. Welcher Inhalt weichen muß, und wie »tief« die Verdrängung ist, hängt von den verschiedensten Umständen ab. Die Theoretiker sind nicht einig, ob Inhalte aller Gattungen oder

nur gewisser oder gar nur einer der Verdrängung anheimfallen (Freuds viel-erörterte Sexualtheorie). Der Veranlassungen zur Verdrängung unterscheidet Pfister zwei: Eine plötzlich eintretende seelische Entwicklung kann den Anlaß geben, daß gewisse seelische Inhalte dem Bewußtsein entschwinden. Mit dem Verschwinden aus dem Bewußtsein verlieren die seelischen Gebilde nicht etwa ihr Dasein, nimmt die Theorie weiter an, sondern sie bleiben vielmehr in ihrem wesentlichen Charakter, nur eben unbewußt. Handelt es sich um »Vorstellungen«, so können sie ganz unverändert mit dem einst sie unkleidenden Gefühlston im Unbewußten »fixiert« werden; handelt es sich aber um »Triebe«, so sucht die in ihnen gebundene psychische Energie sich irgendwie einen Ausweg ins Bewußte. Dabei werden in der (unbewußten) Erinnerung Erlebnisse, Inhalte aus früherer Zeit, aus der Kindheit herangeholt und an sie jene aus dem Bewußtsein verdrängte Triebreugung geknüpft. Aber alles zurückgedrängte Psychische hat das Bestreben sich irgendwie im Bewußtsein bemerkbar zu machen; es treten »Manifestationen« auf. Dies kann geschehen, indem entweder Inhalte aus dem Bewußtsein verschwinden (Lücken in der Wahrnehmung, im Gedächtnis, Versagen des Intellekts oder des Gefühls, bei Inhalten, die in irgendeiner Beziehung zum Verdrängten stehen), oder indem das Gefühl der verdrängten Vorstellung einer ganz andern Vorstellung im Bewußtsein angeheftet wird (Affektverpflanzung; dazu gehört die bekannte Erscheinung des *déjà vu*, das heißt des Bekanntheitsgefühls bei Erlebnissen, die man in Wahrheit zum erstenmal erlebt) oder ganz besonders häufig durch Auftreten sogenannter Symbolvorstellungen (besser wäre der Ausdruck Vertretervorstellungen). Der verdrängte Trieb kann sich aber auch in körperlichen Symptomen manifestieren; dahin gehören alle sogenannten neurotischen Körperschäden, Stottern, nervöse Zuckungen usw. Besonders schwierig wird der Fall, wenn die verdrängte Triebreugung ihre »psychische Energie« ins psychisch Pathologische wendet und Angst- oder Zwangerscheinungen, Halluzinationen hervorruft. Von den Inhalten der Manifestationen, das heißt also der Art, wie der verdrängte Inhalt sich einen Ausweg ins Bewußtsein verschafft, werden besonders zwei hervorgehoben: der Traum und die Fehlhandlung. Es kann hier nicht auf die ganze, im Grunde

Freudsche Traumtheorie eingegangen werden. Es genüge der Hinweis, daß nach ihr der Trauminhalt in sehr verschleierte und durchaus symbolisierter Form die Erfüllung eines verdrängten Wunsches darstelle.

So weit die Theorie. Die Fülle der Tatsachen, denen sie zur Erklärung dient, kann hier nicht einmal angedeutet werden, man findet sie bei Pfister, besonders in der ältern Schrift. Auch die Menge der Einzeltheorien, die den soeben nur in ganz allgemeinen Zügen umrissenen Rahmen ausfüllen, kann hier natürlich nicht näher beleuchtet werden, ebenso wie auf eine Stellungnahme zu den einzelnen Fragen verzichtet werden muß. Die Kritik hat es den Anhängern der Psychoanalyse (nicht dieser selbst) gegenüber schwer: Wer nicht unbedingt zustimmt, ist *akademischer Schulpsychologe* und hat weder Respekt vor noch Verständnis für Tatsachen. Dieser Meinung ist auch Pfister. Aber sie ist falsch. Was an Tatsachen wirklich erweislich ist, wird nie bestritten noch verdunkelt; aber die Zahl dieser Tatsachen ist vorläufig leider nicht sehr groß, denn, was als solche ausgegeben wird, ist zumeist bereits stark aus- und umgedeutet. Und schließlich ist das Verhältnis der *Schulpsychologen* zur Psychoanalyse allen denen verständlich, die etwas von der Psychologie der Wissenschaft oder besser der Wissenschaftler verstehen.

Auch nach meiner Meinung erfährt die Psychologie durch die psychoanalytische Methode und Anschauung starke Förderung und bedeutende Vertiefung, und sie wird deren, wie ich hoffe, noch mehr erfahren. Ich sehe ihre theoretische Bedeutung für die allgemeine Psychologie darin, daß sie deren Methode immer mehr ins rein Psychologische wendet und sie von der Denkweise befreien hilft, die ich das physiologische Vorurteil nennen möchte. Dieses glaubt psychische und psychologische Tatsachen durch den Rückgang auf Physiologie (und neuerdings auf Neurologie) erklären zu können. Die Psychoanalyse aber kann der Psychologie zu einer rein psychologischen Methode verhelfen. Die Schwierigkeiten einer solchen sind nicht zu verkennen, und sie werden bei der Beachtung der Terminologie der Psychoanalyse überdeutlich: Verdrängung, Fernhaltung, Abdrängung der Triebe, Abstoßung von Vorstellungen usw.; die Beispiele ließen sich noch beliebig vermehren. Alle diese Begriffe sind der räumlichen Anschauung entnommen. Ich

kenne und *begreife* wohl den psychologischen Ursprung unserer Begriffswörter; hier aber liegt die Gefahr nahe (und sie hat auch schon ihre Opfer verlangt), daß das dem Begriff zugrunde liegende Bild die Denkrichtung bestimmt. Der Leser wird den Ausführungen, glaube ich, allmählich mit Unmut folgen, da sie ihm nichts von dem sagen, was die Überschrift ausspricht, nämlich nichts von der psychoanalytischen Erziehung. Aber er erlebt damit nichts anderes als was der Leser der Pfisterschen Schrift selbst erlebt. Schon Pfisters erste größere Schrift Die psychoanalytische Methode (die als 1. Band einer pädagogischen Sammlung veröffentlicht wurde) legte in einem, leider nur kurzen Kapitel den Zusammenhang zwischen Psychoanalyse und Pädagogik dar. Es sind auch anderweitig Aufsätze über dieses Thema erschienen. Aber eine Schrift Pfisters, der auf diesem Gebiet zweifellos reichste Erfahrung besitzt, über diesen Punkt ergriff ich mit besonderer Spannung und Erwartung. Und wurde wieder enttäuscht; Noch nicht ein Viertel der Schrift ist diesem Punkt gewidmet. Es geht auch nicht an die psychoanalytische Behandlung Erwachsener als Erziehung zu bezeichnen; denn wenn man immerhin sagt, des Menschen Erziehung höre durch das ganze Leben nicht auf, und wenn man auch von den Erziehern des Menschengeschlechts redet, so wird doch mit dem Begriff Erzieher schlechthin ein ganz bestimmter Sinn verbunden, nämlich der einer von gewissen Zielen getragenen Beeinflussung Jugendlicher. Eine weite, aber doch streng durchgeführte, nicht nur in Andeutungen gezeichnete Systematik des theoretischen und praktischen Materials, soweit es die Stellung der Psychoanalyse im System der Pädagogik, ihr Verhältnis zu den anderen Methoden betrifft, und neben der Systematik eine reich ausgebaute Methodik, das ist dasjenige, zu dessen Darstellung Pfister sicher der rechte Mann ist und das er der von ihm stets so eifrig vertretenen Sache schuldig ist. Denn noch hat die große Öffentlichkeit ein Recht den Psychoanalytikern etwas mißtrauisch gegenüber zu stehen. Was nützt es, wenn Freud und Pfister und so viele ernste Anhänger vor den *wilden* Analytikern warnen? Woher soll der nicht im Kreis der Dinge Stehende wissen, wer *wild* und wer *anerkannt* ist? Eine *Heilmethode* psychischer Krankheiten, die zum großen Teil auf der individuell verschiedenen Deutung der Symptome beruht, eine Methode, die, wie Pf-

ster selbst sagt, im wesentlichen noch »Kunst« ist, ist dem Eingefangenen werden von wilden Anhängern stets sehr ausgeliefert. Hier können nur Fortschritte in der streng wissenschaftlichen Systematik und Methodik helfen. Es kommt hinzu, daß über die Heilerfolge der sogenannten Psychotherapeuten ein durchaus zuverlässiges Material nicht vorhanden ist. Damit soll nun nicht etwa irgendwie die bona fides aller Beteiligten in Frage gezogen werden; aber einerseits haben wir doch kein genaues Bild der Dauer der Wirkung, und andererseits ist es doch auffällig, daß gar so oft der eine Therapeut Fälle behandelt, die zu heilen einem andern nicht geglückt ist oder sein soll oder die als Rückfälle erscheinen.

Aber es sei gern zugegeben, daß dies nur Fragen der Oberfläche sind und deren so oder so ausfallende Beantwortung auf die Feststellung keinen Einfluß haben sollte, daß der Erzieher zu den durch die Psychoanalyse angeregten Problemen Stellung nehmen, das heißt, daß er sich mit ihr beschäftigen, sie studieren muß.

Kulturpsychologie

Das Sekretariat sozialer Studentenarbeit hat eine Schrift *Krieg und Seele* vom Hermann Platz herausgegeben /München-Gladbach, Volksvereinsverlag/. Der Fachpsychologe hat von vornherein ein Mißtrauen gegen Titel, die die *Seele* mit irgendeinem andern Wesen oder Vorgang zusammenstellen. Denn ist dieser Begriff schon an sich leicht zerfließend und voll persönlicher Abschattungen, so gewinnt er unter geschickter Feder gar leicht ein schillerndes Gewand, das über den Inhalt oder vielmehr über die Inhaltlosigkeit hinwegtäuscht. Was uns die angezeigte Schrift in wirklich psychologischer Hinsicht gibt, könnte man vielleicht kulturpsychologische Streiflichter vom katholischen Standpunkt aus nennen. Sie bietet in dem geschichtlich-rückblickenden Teil (Die Kulturnöte der Seele vor dem Kriege) nichts Neues, in dem Abschnitt Die Erlebnisse der Seele im Kriege manch wertvolle Bereicherung der Kriegspychologie, und vom kriegspsychologischen Standpunkt aus ist auch der letzte Abschnitt Die Hoffnung der Seele nach dem Kriege ein Aufmerksamkeit verdienendes Anzeichen. Kein geschichtlicher Abstand wird je groß genug sein die Verschiedenheiten der Einwirkungen und Beurteilungen von Vor- und Mitwelt so zum Ausgleich zu bringen, daß ein Siegel zur Beschrei-

bung eines Zeitabschnitts genüge. Das besagt das Bekenntnis zum ausgesprochenen Subjektivismus. Und so ist es für den, der nicht auf katholischen Standpunkt steht, durchaus anregend und lehrreich wieder einmal zu hören, wie mit der Renaissance die Abwendung der Seele von der »Kultur des Sakralen« begonnen habe, die immer mehr zur »Verweltlichung der Seele« führte, getrieben von philosophischem Rationalismus, von kapitalistischem Industrialismus, endend in der skeptischen Kultur der Großstadt. Dabei sei die Persönlichkeit verloren gegangen, und der Mensch in seiner ganzen Ausweitung sei zur Sache herabgedrückt worden. Aber der unauslöschliche Drang zum Persönlichen habe sich in einem Ausdehnungsstreben des einzelnen oder der Gesamtheit nach Erweiterung seines Machtbereichs Luft gemacht, im *Imperialismus*, der in umfassender Konzentration und Organisation zutage trete, eine gewaltsame, durchaus unorganische Kultur, ein Chaos statt eines Kosmos. Dabei habe sich der Blick des Menschen von seinem Innern fortgewandt, und er habe den Antrieb alles wahren innern Lebens vergessen, »den Stachel der Sünde . . .«, den wir recht tief hineinstoßen wollen in dieses sündige Fleisch«. Klein, möchte ich meinen, und engbegrenzt wäre das Weltgeschehen, wenn vieler anderer Seelen Nöten vor dem Krieg nicht noch aus ganz anderen Richtungen, als den hier wiedergegebenen herangedrungen wären. Aber ich will nur berichten.

Nicht ohne Anteilnahme verfolgt nun der Psychologe, wie der Krieg auf eine Seele wirkt, die in solcher Weise den Zeitverlauf sieht. Denn so gewaltig ist dieser Krieg, daß es gar nicht möglich ist seine Wirkung auf die Seele in eine Formel zu bringen. Vorläufig muß man sich ganz besonders davor hüten die eigenen Erlebnisse und Gefühle zu verallgemeinern. Da fällt einem nun bei den jetzt so zahlreichen Schilderungen der Eindrücke in Todesgefahr besonders auf, daß sie in den weitaus meisten Fällen nicht über eine oft kühne, oft sich quälende Bildersprache hinauskommen, ein Anzeichen, das wohl psychologischer Beachtung wert ist. Aber das Bild wird leicht zur Redensart, was dem Verfasser der obengenannten Schrift nicht selten geschieht. Was soll es wohl psychologisch (und religiös) bedeuten, wenn er davon spricht, daß wir im Zeichen des Todes unsere Seele wieder spüren »als den granitnen Grund, auf dem allein wir dauerhaft bauen können«? Wohl aber

verdient der Hinweis Beachtung, daß viele in einem schwer beschreibbaren »Zwischenzustand« leben, den der Verfasser recht treffend »Losgelöstheit vom Leben« nennt. Vieles erhofft der Verfasser von den Lebensgemeinschaften, die der Krieg geschaffen habe, für die soziale Erneuerung und den sozialen Frieden. Ich fürchte aber, daß sich seine Erwartungen auf seine Eindrücke aus der ersten Zeit des Krieges stützen. Dagegen macht er mit Recht auf die Gegensätzlichkeit der Gefühlslagen bei den Daheimgebliebenen und Draußenstehenden aufmerksam und sieht in ihr sogar eine soziale Gefahr für die Zukunft.

Welche Einstellung auf die Zukunft, das heißt für die Zeit nach dem Krieg, wird nun eine Persönlichkeit zeigen, in der der Todesgedanke zutiefst die Frage nach Sinn und Notwendigkeit eines so frühen Todes aufgeworfen hat? Waren ihre Bedrängnisse vor dem Krieg wirklich die, die der Verfasser am Anfang dargestellt hat, dann ist es wohl erklärlich, daß die Entfernung vom Leben jetzt die Sehnsucht nach dem »theozentrischen Kosmos«, nach einer organischen Lebensgemeinschaft aufwachen läßt. Diese findet er in der »Liturgie«, jene in der von einer Harmonie der Künste, von Glaubensgemeinschaft getragenen Verwebung von Gott und Seele. So wird der aus dem Krieg hervorgehende neue Mensch (so fühlt es der Verfasser) von der einstigen Zersplitterung der Seele fort sich zu einer Gottesgemeinschaft hinwenden, deren äußeres sichtbares Zeichen der Papst ist. Platz glaubt Anzeichen für ein Wiedererwachen der Bedeutung des Papsttums zu sehen. Kulturell werde der neue Mensch konservativ sein müssen; sein Kennzeichen sei »Selbstbegrenzung und Selbstbescheidung«. Es kann nicht Sache des Psychologen sein darüber zu urteilen.

Berufsberatung Nach dem Krieg wird davon geredet werden können und dürfen, in welchem

Umfang auch die Psychologie ein Glied der Kriegstechnik geworden ist; ich betone: der Kriegstechnik. Andererseits verdankt auch die Psychologie dieser Kriegszeit manche Anregung und Förderung. Auf diese Zusammenhänge weist eine kleine Schrift Otto Lipmanns hin: Psychologische Berufsberatung, ein Heft der Flugschriften der Zentralstelle für Volkswohlfahrt /Berlin, C. Heymann/. Es ist bereits vor dem Krieg in dieser Rundschau auf die, hauptsächlich aus Amerika stammenden Bestrebungen hin-

gedeutet worden die Psychologie in den Dienst des wirtschaftlichen Lebens zu stellen (Taylorsystem). In Deutschland, wo der Übergang von der reinen zur angewandten Wissenschaft sich von jeher nur langsam vollzogen hat, stand man den Bemühungen der Psychologie Einfluß auf das praktisch-technische Leben zu gewinnen etwas zweifelnd gegenüber, oder man verlangt zumindest (und dieser Standpunkt wurde hier in der Rundschau stets vertreten) eine stärkere Vertiefung der Probleme und schärfere Ausbildung der Methoden als sie in Amerika üblich war. Selbst in der Pädagogik haben gewisse Kreise ihr ablehnendes Verhalten noch nicht aufgegeben. Hierin hat nun der Krieg zweifellos eine Wandlung hervorgerufen. Die Notwendigkeit Wert und Kraft des einzelnen an der rechten Stelle voll auszunutzen schob vor allem das Problem der psychologischen Berufsberatung in den Vordergrund. Diese besteht in der »Auswahl von Berufen für einen bestimmten Menschen und der Auswahl von Menschen für einen bestimmten Beruf«.

Drei Anstöße für diese Bewegung hebt Lipmann hervor. Der eine ging von der Inspektion der Kraftfahrtruppe aus, die, in der Erkenntnis der Bedeutung einer richtigen Mannschaftsauswahl für den Erfolg und die Materialersparnis, ein psychologisches Laboratorium für derartige Untersuchungen eingerichtet hat; die hierbei und bei ähnlichen Fragen in Betracht kommenden Methoden werden jetzt, während des Krieges, natürlich nicht bekannt gegeben. Einen weiteren Anstoß gab die Notwendigkeit der Kriegsinvalidenfürsorge, besonders für Hirnverletzte. Hier kommt es darauf an den für seinen frühern Beruf untauglich Gewordenen möglichst schnell einem neuen, ihm passenden Beruf zuzuführen (siehe auch die Rundschau Hygiene, 1916 II, Seite 921 ff., und 1917 II, Seite 801 ff.). Der Hauptantrieb aber für die Bestrebungen einer psychologischen Berufsberatung ist die, jetzt allerdings erst ganz erkannte und gefühlte Notwendigkeit jeden möglichst an die für ihn passende Stelle zu bringen. Demgemäß ergeben sich als Probleme »die Auswahl von Berufen für einen bestimmten Menschen und die Auswahl von Menschen für einen bestimmten Beruf«; beide setzen die Schaffung psychologischer Charakteristiken der einzelnen Berufe voraus. Diese hat man dadurch zu erhalten gesucht, daß man den Berufsvertretern eine Frageliste (mit über 100 Fragen) vorlegt, die die mit Nein oder

Ja zu treffende Entscheidung über scharf bestimmte psychische Fähigkeiten für den betreffenden Beruf enthält. Lipmann teilt für eine Anzahl von Berufen derartige Analysen mit; und es steht zu hoffen, daß recht viele derartige Analysen durchgeführt werden, damit die Methode an Sicherheit gewinne. Es muß die Zahl der Fragen vermehrt, es müssen viele noch in Einzelfragen zerlegt werden. Damit aber wächst die Schwierigkeit der weitem Aufgabe: nämlich Methoden zu finden, die möglichst schnell und sicher festzustellen gestatten, inwieweit jene verlangten Eigenschaften in einem Individuum vorhanden sind. Es wird vorgeschlagen, daß bereits bei der Schulentlassung eine darauf abzielende Prüfung vorgenommen werde. Wertvolle Arbeit leistet auf dieses Ziel hin die Arbeitsgemeinschaft für experimentellpädagogische Forschung der katholischen Vereine Münchens, die ihre Ergebnisse im Jahrbuch des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft veröffentlicht. Während die Beantwortung der allgemeineren und schwereren Frage nach der Berufsbestimmung für einen bestimmten Menschen noch im Rückstand ist, liegen für die engere Frage nach der Eignung eines bestimmten Menschen für einen bestimmten Beruf praktische Ergebnisse vor: für eine Anzahl von Berufen bestehen bereits Prüfungsmethoden.

Mit Rücksicht auf die schon erzielten Resultate, vor allem aber wegen der Notwendigkeit einer wissenschaftlich begründeten Berufsberatung, die besonders nach dem Krieg sich sicher stark bemerkbar machen wird, empfiehlt Lipmann die Schaffung einer Zentralstelle für diese Fragen, eines berufspsychologischen Forschungsinstituts. Es ist bedauerlich, daß die Gründung eines solchen Instituts im Rahmen der Kaiser Wilhelm Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft nicht gelungen ist. Sicherlich aber wird Otto Lipmanns kleine Schrift dem Gedanken der psychologischen Berufsberatung neue Freunde und Anhänger zuführen.

Kurze Chronik: Das Institut für angewandte Psychologie in Klein Glienicke bei Potsdam, das nunmehr 10 Jahre besteht, wird infolge der Übersiedlung William Sterns nach Hamburg organisatorisch umgestaltet. Die Sammlungen sind vorläufig in einem Auditorium der Berliner Universität untergebracht. Bei der bevorstehenden Erweiterung des von Stumpf geleiteten Psychologischen In-

stituts der Universität werden dem Institut für angewandte Psychologie besondere Räume zur Verfügung gestellt werden. ◊ Zur Hebung der pädagogischen Forschung veranstaltet das preussische Kultusministerium Beratungen über die oft verhandelte Errichtung von pädagogischen Lehrstühlen. Es bestehen in Preußen für dieses Fach nur einzelne Lehraufträge, während anderswo (Leipzig, München, Jena) schon eigentliche Lehrstühle und Seminare vorhanden sind. Es muß allerdings gesagt werden, daß ein Lehrstuhl ohne ein der praktischen Ausbildung dienendes Seminar (wie ein solches in mustergültiger Weise in Jena unter Rein besteht) keine tiefgehenden Wirkungen ausüben würde. Da die neuen Vorschriften für die Prüfungen zum höhern Lehramt mit Recht großen Wert auf die praktische Ausbildung des angehenden Lehrers legen, so möchte man hoffen, daß die Beratungen auch endlich zu einem Ergebnis kommen. ◊ An der Handelshochschule in Mannheim soll mit Hilfe einer aus privaten Mitteln aufzubringenden Stiftung eine Wilhelm Wundt-Professur errichtet werden. Sie soll hauptsächlich der angewandten Psychologie, besonders der Wirtschafts- und Berufspsychologie sowie der pädagogischen Psychologie, gewidmet sein. Man erinnert sich dabei, daß Mannheim ein Mittelpunkt industriell-wirtschaftlichen Lebens ist, und daß sein Schulwesen im allgemeinen vorbildlich geworden ist.

Literatur Es ist hier schon auf die Schriften des Deutschamerikaners H. Münsterberg (Psychologie und Wirtschaftsleben, Grundzüge der Psychotechnik) aufmerksam gemacht worden. Da das Interesse für die Fragen der angewandten Psychologie jetzt zugenommen hat, so wird man es begrüßen, daß der Verlag J. A. Barth in Leipzig in seine Sammlung Aus großen Meistern der Naturwissenschaft ein Kapitel aus dem ersten der genannten Werke aufgenommen hat; und zwar das über Arbeit und Ermüdung. Besondere Anteilnahme verdienen die Absätze über Experimente zum Problem der Monotonie und über physische und soziale Einflüsse auf die Leistungsfähigkeit; denn sie zeigen, wie weit die Ergebnisse strenger psychologischer Forschung von den Annahmen einer Vulgarpsychologie abweichen können. Gut ist, daß auch Stellen wiedergegeben sind, in denen Münsterberg von den vielen und großen Schwierigkeiten

spricht, die der Wirtschaftspsychologie noch gegenüberstehen. Es ist zu hoffen, daß das kleine Heftchen in seinen Lesern das Verlangen nach dem größern Werk hervorrufen wird.

KUNST

Musik / Friedrich Schwarz

Bruch Am 6. Januar wurde Max Bruch 80 Jahre alt. Er wurde 1838 in Köln geboren, erhielt den ersten musikalischen Unterricht bei der Mutter. Mit 14 Jahren bereits hatte er eine Symphonie komponiert, die ihm das Mozartstipendium verschaffte. Er studierte Theorie und Komposition bei Ferdinand Hiller, Klavier bei Carl Reinecke. 1858 bis 1861 war er Musiklehrer in Köln. Hier entstand *Opus 1*, das Singspiel *Seherz, List und Rache*. Nach dem Tod seines Vaters führte ihn eine Studienreise nach Berlin, Leipzig, Dresden, München, bis Bruch sich in Mannheim niederließ. Dort wurde seine *Loreley* (Opus 16) 1863 aufgeführt. Im folgenden Jahr brachte er das Chorwerk *Frithjof* heraus, das ihn mit einem Schlag berühmt machte. Dann war er wieder auf Reisen (Hamburg, Hannover, Dresden, Breslau, München, Brüssel, Paris), später finden wir ihn als Musikdirektor in Koblenz und als Hofkapellmeister in Sondershausen. 1872 ist er in Berlin (wo seine Oper *Hermione* aufgeführt wird), ohne sich aber länger halten zu können. Nun zog sich Bruch nach Bonn zurück, um sich ungestört seinem Schaffen widmen zu können. Es folgten 5 Jahre größter Fruchtbarkeit. In rascher Folge entstanden die Chorwerke *Odysseus*, *Arminius*, *Das Feuerkreuz*, *Das Lied von der Glocke*. 1878 ging Bruch als Leiter des Sternschen Gesangvereins nach Berlin, 1880 nach England, um in Liverpool von Benedict die *Philharmonic Society* zu übernehmen. Sein Aufenthalt in England dauerte bis 1883. Dann wurde er Direktor des *Orchestervereins* in Breslau. Im Jahr 1891 wurde er als Leiter der *Meisterschule für Komposition* an die Berliner Akademie berufen.

Wenn wir die Bedeutung des Mannes, der das Musikleben Deutschlands jahrzehntelang beherrschte, einmal näher ins Auge fassen und uns die Ursachen klarmachen, die diesen romantisch angehauchten Klassizisten so weitgehenden Einfluß erlangen ließen, so müssen wir uns sagen, daß nicht er eine musikalische Epoche nach sich geformt und durch die zwingende Macht seiner Per-

sönlichkeit erst gestaltet hatte, sondern daß ihn erst seine Zeit hervorgerufen hatte; seine Veranlagung war ihren unausgesprochenen Wünschen entgegengekommen. Mendelssohns Same war aufgegangen, zu oberst stand das Gesetz edler Form. Kein Mensch kümmerte sich darum, daß in Paris ein gewisser Hector Berlioz den bunten und bizarren Eingebungen einer ungezügelten Phantasie folgte und in glühend tiefen und abenteuerlich grellen Bekenntnissen der Musik bis dahin ungekannte Möglichkeiten entrang, Möglichkeiten, die Liszt durch seine Übersetzung ins Deutsche in bürgerliche Pathetik verkehren sollte. Die Zeit war nun einmal bürgerlich, sangesfreudige Kehlen schlossen sich allenthalben zu geselligem Verein zusammen. Hier begann Bruchs musikalische Sendung. Es ist sein Verdienst die musikalischen Instinkte bürgerlich orientierter Massen in gute, gesunde Bahnen geleitet zu haben. Seine Kunst, durchaus männlicher Struktur, bot dem Chorgesang Aufgaben, an denen er sich begeistern konnte. Er trägt Schönheit, Ernsthaftigkeit in seine Werke, drapiert sie mit ebenmäßigem Wohlklang. Sein *Frithjof* bedeutet einen Gipfel dieser Art, ein Chorwerk mit unbedingtem Zug ins Große. Hier hatte Bruch Ererbtes, Erlerntes und Eigenes mit starkem Griff zusammengefaßt; 1864 führte er es in Mannheim auf, und bald schwebte sein Name auf aller Lippen. Und heute erst, nachdem doch so vieles über diesen Namen hinweggegangen ist, sehen wir, daß die Zeit ihm eigentlich nichts anzuhaben vermochte. Tausende kennen ihn, und Generationen von Geigern, die das frische G-Moll-Konzert zum Erfolg geführt hat, lieben ihn.

Kammermusik Die Berliner Hilfsvereingung für die aus Belgien vertriebenen Deutschen kündigte 12 Konzerte an, die zeitgenössischer Kammermusik gewidmet sein sollen. Ein Überblick über das kammermusikalische Schaffen des jungen Deutschlands und Österreichs, ein Unternehmen also, das aufrichtige Teilnahme und Freude jedes an der musikalischen Moderne Interessierten hervorrufen muß. Für den ersten dieser 12 Abende hatte man Arthur Schnabel herangezogen, und zwar nicht nur in seiner Eigenschaft als Pianist; man stellte der Öffentlichkeit den Komponisten Schnabel vor. Eine Rhapsodie in C-Dur machte sie mit dem komponierenden Schnabel von 1906 bekannt. Eine zahme Angelegenheit, die

noch nicht streng jede akademische Religion meidet. Ein Nocturno auf trunken-traumbhafte Verse von Richard Dehmel zeigt die scharfe Wendung, die Schnabel seitdem genommen hat, die völlige Abkehr vom absoluten Tonwert. Der Ton als Feststehendes wird von Schnabel völlig negiert. Er proklamiert eine wilde Unabhängigkeit der Töne in Schönbergischem Sinn, die Herrschaft des Chaos, die nichts von Tonart, nichts von Modulation, nichts von logischer Form wissen will. Er musiziert sozusagen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. An und für sich wäre das ja so gut, wenn er nur nicht der Fähigkeit ermangelte das, was in ihm singt und leidet (und es ist wirklich in ihm), ganz zu sagen; aber das Bekenntnis wird zur Eruption, der Schrei zum Stammeln, die Bewegung zur Geste. Das unverkennbar echte Gefühl, ursprünglich heiß vorbrechend, erkaltet, erstarrt auf dem Weg zum Ausdruck. Auch für sein Klavierquintett gilt das alles. Wir sehen einen um das Höchste Ringenden, der, mit Anspannung edelster Kräfte, statt das Letzte darzureichen, uns zu ergriffenen Zeugen seiner Kämpfe macht.

Brode Max Brode, der um die Jahreswende starb, war für die Entwicklung der Musik in Königsberg seit mehr als 3 Jahrzehnten maßgebend. Anfang der achtziger Jahre wurde er ein Schüler Joachims, von diesem als Konzertmeister an die Königsberger Oper empfohlen. Seine lebendige Persönlichkeit brachte das damals etwas stagnierende Musikleben Königsbergs in Fluß. Er hat sich schon zu dieser Zeit mit Eifer und bedeutender Wirkung für die Schöpfungen Johannes Brahms' eingesetzt, um den damals ein Kampf entbrannt war, den die jetzige Generation, der das Werk Brahms' ein selbstverständlicher Besitz ist, kaum verstehen kann. In seinen Kammermusiksoireen hat er trotz der Ablehnung der Kritik immer wieder Brahms'sche Kammermusik und später als Leiter der Symphonie- und Chorkonzerte seine Orchester- und Chorwerke vorgeführt. Aber seine Hauptwirkung war das Studium der ältern und neuern Kammermusik mit von ihm beeinflussten und herangebildeten Dilettanten. Die geistvolle und ursprüngliche Art, mit der Brode die letzten Quartette Beethovens in diesen Kreisen interpretierte, ist auf alle, die unter ihm spielten, von unvergeßlicher Wirkung gewesen. Ihm ist zu danken, daß die musikalische Bildung

wie das Interesse an der Musik in den Königsberger Kreisen weit über dem Durchschnitt anderer Städte steht.

Materna Am 18. Januar starb, wie hier bereits in der Rundschau Bühnenkunst (in diesem Band, Seite 173) mitgeteilt wurde, Amalie Materna. Sie war die erste Brünhilde, auch die erste Kundry, und mit ihr geht nun nach Hans Richter und Albert Niemann eine der letzten dahin, die Wagners Ruhm nicht nur werden und wachsen sahen sondern auch an seiner Größe tätigen Anteil zu haben sich rühmen durften.

Amalie Materna ist am 10. Juli 1845 zu Sankt Georgen in Steiermark als Tochter des dortigen Schullehrers geboren. Schon die Stimme der 13jährigen, die im Grazer Musikverein sang, erregte Bewunderung, und eines Tages engagierte der Grazer Theaterdirektor sie, die noch ein halbes Kind war, einfach für seine Operette. Als Antonio in Suppés Flotten Burschen betrat sie zum erstenmal die Bühne. Ihre frappanten Stimmittel, ihre urwüchsige Musikalität blieben kein Geheimnis mehr. Bald ging sie nach Wien, als erste Operettensoubrette des Carltheaters. Aber ihre Ambitionen gehen höher, sie fühlt, daß sie nicht in der Operette stecken bleiben darf: Bei Heinrich Broch studiert sie fleißig Opernpartien, bildet unablässig an sich, bis sie im März 1869 ihre Sehnsucht in einer ersten Rolle auf einer ersten Bühne zu stehen erfüllt sieht: sie singt im Kärnthnerthortheater die Selica; und darf sich gestehen, daß sie gesiegt hat. Bei der Eröffnung der neuen Wiener Hofoper am 25. Mai 1869 singt sie die Elvira. Nun geht der Aufstieg immer schneller. Dem Gipfel nähert sie sich erst, als sie, von Scaria in London an Wagner empfohlen, im Juli 1874 nach Bayreuth kommt. Sie singt ihm die Hallenarie aus dem Tannhäuser vor und Wagner ruft: »Meine Brünhilde ist gefunden!« Mit der Hingabe, die Wagner von jedem Streiter für seine Sache forderte, machte sie seine Ziele auch zu den ihrigen. Und wenn sie die wahrhaft heroische Größe Rosa Suchers, die nach ihr kam, nicht erreicht hat, so bleibt ihr Name doch auch mit dem des Wagnerschen Werkes für immer verbunden.

Totenliste In der Nacht zum 30. Dezember ist Max Brode in seinem 68. Lebensjahr in Königsberg an einem Herzschlag gestorben. Über seine Bedeutung ist oben eini-

ges gesagt worden. Er hatte einige Stunden vor seinem Tod eine Probe für einen Kammermusikabend abgehalten. Das letzte, was er spielte, war Schuberts D-Moll-Quartett Der Tod und das Mädchen.

Am 24. Januar starb Ludwig Hirschberg in Berlin. Er war Lehrer an der Königlichen Hochschule für Musik und als Pianist durch sein reifes Spiel bekannt.

In Leipzig starb im Januar Gustav Schreck, nahezu 70 Jahre alt. Seit 1892 hatte er das Kantorat an der Thomasschule inne. Er hat Oratorien, Orchester- und Kammerwerke, vor allem aber viel Kirchenmusik geschrieben.

Kurze Chronik In Berlin wurde eine Deutsche Musikgesellschaft gegründet, die der musikwissenschaftlichen Forschung und Lehre und damit der Vertiefung des musikalischen Lebens dienen soll. Geplant ist die regelmäßige Abhaltung von Versammlungen sowie die monatliche Herausgabe einer Zeitschrift. \diamond Die Danziger Singakademie brachte zu ihrem 100jährigen Bestehen am 15. Dezember Hugo Kauns Chorwerk Mutter Erde zur Uraufführung. \diamond Am 6. Dezember gelangte am Stuttgarter Hoftheater Siegfried Wagners Märchenspiel An allem ist Hüthen schuld zur Uraufführung. \diamond Die Dresdener Hofoper hat am 14. Januar eine neue Oper von Jan Brandts-Buys, Der Eroberer, auf die Bühne gebracht. \diamond Als interessante musikalische Ausgrabung wurde am Neujahrstag im Stadttheater in Halle Carl Ditters von Dittersdorfs komische Oper Doktor und Apotheker aufgeführt. \diamond Die unter dem Pseudonym La Mara bekannte Musikschriftstellerin Marie Lipsius wurde am 30. Dezember 1917 80 Jahre alt. Unter ihren zahlreichen musikbiographischen Arbeiten sind die Musikalischen Studienköpfe, zahlreiche Beiträge zur Erläuterung von Liszts Leben und Schaffen und ihre Übersetzung von Liszts Buch über Chopin hervorzuheben. \diamond Am 19. Januar feierte Hermann Kretzschmar, der Direktor der Berliner Königlichen Hochschule für Musik und des Königlichen Akademischen Instituts für Kirchenmusik, seinen 70. Geburtstag. Seine Hauptwerke sind Führer durch den Konzertsaal und Musikalische Zeitfragen. \diamond In den Senat der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin ist Robert Kahn als Nachfolger des verstorbenen Philipp Scharwenka berufen worden. \diamond In Not und

Elend ist in einem Wiener Militärspital Karl Julius van Beethoven gestorben. Er war der Urgroßneffe Beethovens; sein Großvater war der berühmte Neffe Beethovens, dessen Erziehung der große Meister all seine Liebe und sein Geld zugewandt hatte. Mit diesem herzleidenden österreichischen Infanteristen, dessen Mutter einige Monate vorher im Wiener Versorgungsbau gestorben war, ging der letzte Träger des unsterblichen Namens dahin.

Literatur Der treffliche Musikhistoriker Hugo Riemann unternimmt es Beethovens

Klavierwerke zum Gegenstand eingehender kritischer Studien zu machen (Analyse von Beethovens Klaviersonaten /Berlin, Max Hesse/). Das Werk, durch das einem schon lange fühlbaren Mangel abgeholfen wird, ist aufs freudigste zu begrüßen. Eine nähere Besprechung des für Studierende und Pädagogen gleich wichtigen Werkes kann hier wegen der ungeheuren Materialfülle einstweilen nicht gegeben werden. Es sei nur gesagt, daß Riemann, auf dem Boden seiner Vorgänger weiterbauend, zu historisch sowohl als auch musikästhetisch wertvollen Erkenntnissen gelangt. \diamond Max Hesses Deutscher Musikkalender /Berlin, Max Hesse/ ist auch in diesem Jahr wieder erschienen. Das Nachschlagewerk leistet gute Dienste, wenn auch die von einem solchen erwartete Vollständigkeit und Zuverlässigkeit infolge des Krieges illusorisch geworden ist. Auch der Allgemeine Deutsche Musikkalender für 1918 /Berlin, Raabe & Plothow/ leidet unter diesen Mängeln; namentlich ist es der Adressenteil, der arg in Mitleidenschaft gezogen wurde.

KULTUR

Verkehr / Felix Ltake

Eisenbahnbau Der 4gleisige Ausbau der Eisenbahnstrecke Hannover-Hamm nähert sich seiner Vollendung. Beim Bau mußten alle Bahndämme, Geleise, Stellwerke, Bahnhöfe, unter denen sich zahlreiche Hauptknotenpunkte befinden, auf einer 175 Kilometer langen Strecke vollständig umgestaltet oder erneuert werden. Auf der 110 Kilometer langen Teilstrecke Neiden-Hamm ist der 4gleisige Verkehr bereits aufgenommen worden. In nicht zu ferner Zeit wird der 4gleisige Verkehr auf der Gesamtstrecke Hannover-

Hann - Dortmund - Essen - Duisburg, die mit 275 Kilometer Länge die ausgedehnteste ihrer Art in Europa sein wird, eröffnet werden können.

Nordamerikanische Geldgeber beabsichtigen eine neue Bahn in Nordperu zu erbauen, die nach ihrer Fertigstellung eines der reichsten Gebiete Südamerikas erschließen würde. Die geplante Strecke, die etwa 400 Kilometer lang werden wird, soll, wie der Engineering meldet, von dem ausgezeichneten Seehafen Payta ausgehen, die Anden an ihrer niedrigsten Stelle überqueren und das dahinter liegende fruchtbare Land eröffnen. Außergewöhnliche technische Schwierigkeiten dürfte der Bau nicht zu überwinden haben; dagegen wird die Errichtung einer Eisenbahnbrücke über den Oberlauf des Amazonasstroms erforderlich werden, die etwa 300 Meter Länge haben dürfte. Die Linienführung ist bereits vor einigen Jahren durch Regierungsingenieure festgelegt worden. Nach Vollendung der Bahn wird man in 5 Tagen von Lima nach Iquitos, dem Mittelpunkt der Gummierzugung des Amazonasstromgebiets, gelangen, während man heute zu dieser Reise 60 Tage braucht.

Schiffahrts- wegebau

Die obere Oder von Kosel bis zur Neißemündung ist schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts kanalisiert worden. Die 12 Staustufen dieser Strecke wurden später mit Schlepptugschleusen versehen, und die Kanalisierung wurde bis Breslau fortgesetzt. Da die Verkehrsverhältnisse bei Breslau infolge der dadurch bewirkten Verstärkung der Schifffahrt den Anforderungen nicht mehr genügten, entschloß man sich einen neuen Schifffahrtsweg zu bauen, der den Verkehr um Breslau herumleiten sollte. Der Kanal wurde am 25. Oktober 1917 in Betrieb genommen. Seine Schlepptugschleusen werden auch 600 Tonnen-Kähnen, die stromaufwärts bisher nur bis Breslau fahren konnten, den Weg bis zum Koseler Hafen erschließen. Die Bauarbeiten, die 1915 beendet sein sollten, konnten trotz Krieg und Arbeitermangel glücklich abgeschlossen werden. Das Werk wird endgültig mit der Fertigstellung des Rausener Wehres unterhalb Breslaus vollendet sein, das auch im Winter einen genügenden Wasserstand im Breslauer Hafengebiet gewährleistet. Oberhalb Breslaus beträgt die geringste Tiefe des Fahrwassers 1,50 Meter.

Am 15. September erfolgte die Eröff-

nung des Schiffsbetriebs auf der Nogat. Die Teilung der Weichsel in die Mündungsarme Nogat, Danziger und Elbinger Weichsel bedrohte von jeher die eingedeichten Niederungen bei Hochwasser und Eis und zwang schon in der Vergangenheit zur Errichtung von Schutzbauten. Der Durchbruch der Danziger Weichsel durch die Düne im Jahr 1840 veranlaßte schließlich eine durchgreifende Regelung. 1853 wurde der Nogatkanal erbaut, 1895 der Durchstich der Weichsel durch die Düne bei Neufähr vollendet. Zugleich wurden die Danziger und die Elbinger Weichsel abgeschlossen und die Deiche unterhalb Dirschaus zurückverlegt. In den Jahren 1901 bis 1907 verlegte man sodann die Deiche oberhalb Dirschaus zwischen Gemlitz und Pickel zurück. Im Jahr 1910 begann man mit den Arbeiten zum Abschluß der Nogat, durch die umfangreiche Maßnahmen zum Schutz der Landeskultur und der Schifffahrt notwendig wurden. Durch den Bau von 3 Staustufen wurde der Grundwasserstand der Ländereien am Lauf der abgeschlossenen Nogat auf der alten Höhe erhalten, damit diese vor der Austrocknung bewahrt bliebe. Damit waren Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen verbunden. Neben jeder Staustufe und an der Abzweigung aus der Weichsel befinden sich Schleusen von 57,4 Meter Länge und 9,6 Meter lichter Weite. Die Nogat ist dadurch für Schiffe von 1,40 Meter Tiefgang jederzeit befahrbar. Auch an der geteilten Weichsel waren verschiedene Bauarbeiten durchzuführen. Die Gesamtkosten waren auf 18,1 Millionen Mark veranschlagt.

Schiffbau

Eine besondere Leistung im Schiffbau vollbrachte die Kawasakiwerft in Japan, die kürzlich einen Frachtdampfer von 9000 Bruttoregistertonnen für eine Londoner Firma in 4 Monaten erbaute. Nur 3 Monate hat das Schiff auf dem Helgen gelegen, bevor es vom Stapel gelassen wurde. Auch die Mitsubishiwerft in Kobe vergrößert ihre Anlagen bedeutend. 2 neue Helgen werden erbaut, und ein Schwimmdock von 20 000 Tonnen ist geplant. Nach Vollendung dieser Neubauten wird die Werft jährlich Schiffe von zusammen 60 000 Tonnen erbauen können. Die Tätigkeit im Schiffbau ist so überaus rege, daß die Regierung sich veranlaßt sieht die bisherigen ziemlich hohen Schiffsbauprämien wesentlich herabzusetzen; bei dem

hohen Gewinnen der Werften wird eine staatliche Unterstützung nicht mehr für nötig gehalten. Ein Beispiel genügt: Die Nippon Yusen Kaisha erzielte in der Zeit vom 1. Oktober 1916 bis zum 1. April 1917 einen Reingewinn von 44,30 Millionen Mark.

Der erste der für die englische Regierung gebauten Einheitsdampfer ist kürzlich in Fahrt gestellt worden. Alle englischen Werften sollen jetzt vollauf mit dem Bau solcher Schiffe beschäftigt sein. Die Eindecker sind für die Beförderung von Getreide, die Zweidecker für Stückgut bestimmt. Jedes Schiff erfordert eine Bauzeit von 4 bis 4½ Monaten. Es werden Schiffe von 3000, 5000, 7000 und 8000 Tonnen Tragfähigkeit gebaut, deren Ausrüstung und Ausstattung möglichst einfach ist. Zur Beschleunigung des Ladens und Löschens sind große Luken und reichlich Ladebäume und Winden vorgesehen.

Ein Eisenbetondampfer von 5000 Tonnen Ladefähigkeit, 97,5 Meter Länge und 13,4 Meter Breite wird auf der Werft der amerikanischen San Francisco Shipbuilding Company gebaut. Die Baukosten sollen rund 1,5 Millionen Mark betragen.

Auf der Schiffswerft Moss in Norwegen ist kürzlich das erste Schwimmdock aus Eisenbeton vom Stapel gelaufen. Es hat allerdings nur geringe Abmessungen; es ist 24 Meter lang, 4,8 Meter hoch und hat 7,5 Meter lichte Weite. Es hat eine Antriebskraft von etwa 100 Tonnen und wurde mit einem 100 Tonnen Eisenbeton-Leichter der Gesellschaft geprüft. Die Auslaßrohre sind ebenfalls aus Eisenbeton hergestellt. Die elektrisch betriebene Pumpe ist instande das Dock mit dem Fahrzeug in einer Stunde zu heben; der Betriebsstrom wird vom Lande zugeleitet.

Motorwagen Zwischen Eastbourne und London ist auf einer 200 Kilometer langen Strecke eine Motoromnibuslinie eingerichtet worden, auf der die Wagen mit Steinkohlengas betrieben werden. Der Wagendach wird in Behältern auf dem Wagendach untergebracht. Zum Ergänzen und Nachfüllen der Gasvorräte sind auf der Fahrstrecke in Abständen von etwa 20 Kilometern Ladestellen eingerichtet.

Die Stadtverwaltung von Grimsby macht ebenfalls für 4 Monate auf Vorortstrecken Versuche mit Motoromnibussen für Steinkohlenbetrieb. Will man Stein-

kohlengas an Stelle von Benzin verwenden, so ist es nur erforderlich an den Motoren eine Vorrichtung anzubringen, die die Gaszufuhr entsprechend der Belastung und der Fahrgeschwindigkeit regelt. Diese verhältnismäßig billige Vorrichtung zur Aufnahme des Gases besteht aus einem Sack mit Gummieinlage in Matratzenform, der auf dem Wagendach ruht; von hier führt eine Leitung zur Einlaßdüse am Motor, ähnlich der beim Benzinbetrieb.

Für kleinere Wagen verwendet man das Steinkohlengas nicht, da man hier außerordentlich umfangreiche Gassäcke braucht, um eine genügend große Fahrstrecke zurückzulegen. Für solche Wagen wird man zusammengepreßtes Gas in Stahlbehältern verwenden müssen.

Mit Rücksicht auf die steigende Verwendung von Steinkohlengas im englischen Kraftwagenbetrieb hat nach einer Meldung des Engineering die Wolseley Motors Limited Company in ihrer Londoner Werkstätte einen eigenen Gasmesser mit 3 Auslaßöffnungen zum Füllen der Gasbehälter für Kraftwagen aufgestellt. Es wurden Maßnahmen getroffen, um das Füllen der Behälter jeder Art rasch durchführen zu können. Ferner beschloß die Commercial Motor Users Association eine Liste der Orte im ganzen Land aufzustellen, an denen Ladeeinrichtungen für Gas vorhanden sind. Zweifellos werden derartige Einrichtungen die Einführung des Kohlengasbetriebs für Motorwagen stark fördern.

Die gesteigerte Verwendung von elektrischen Kraftwagen in den Vereinigten Staaten, namentlich auch als Lieferwagen, hat dort viele Lade- und Ausbesserungsstellen entstehen lassen. So hat die Hartford Electric Light Company einen ausgedehnten Betrieb mit 43 Ladestellen für Battereien eingerichtet. Das Auswechseln der Battereien läßt sich in 10 Minuten leicht durchführen. Eine eigene Anlage erzeugt täglich 400 Liter destilliertes Wasser. Beim Laden der Battereien werden je 38 gleichzeitig von einer 250 Kilowatt-Maschine gespeist. Für die Instandhaltung der Wagen und Battereien wird monatlich ein nach dem Gewicht der Wagen abgestufter Betrag erhoben. Im Durchschnitt legt solch ein Wagen 1000 Kilometer im Monat zurück.

Kurze Chronik Die französische Südbahngesellschaft hat zur Stromversorgung für ihre seit kurzem elektrisch betriebenen

Strecken verschiedene Wasserkräfte in den Pyrenäen ausgebaut. ◊ Ende 1916 waren in den Vereinigten Staaten 126 600 Kilometer elektrische Bahnen vorhanden. Auf einen Wagenkilometer entfielen 3,55 beförderte Personen gegen 3,36 im Vorjahr. Doch war die Entwicklung in den einzelnen Staaten verschieden. In den Weststaaten war die Zahl viel größer, in den Städtstaaten war sie bedeutend geringer als der oben angegebene Durchschnittswert.

Literatur In 2. Auflage erschien eine allgemeine Bearbeitung des gesamten Transportwesens von Eugen Schwiedland /Wien, Manz/. Der Verfasser behandelt Wesen und Bedeutung des Verkehrs, seine technischen Voraussetzungen, seine Entwicklung, die Personen- und Güterbeförderung, die Eisenbahnen und ihr Verhältnis zu Staat und Wirtschaft, Binnen- und Seeschifffahrt, Nachrichtenbeförderung, Nachrichtenmittel und die wirtschaftliche und Kulturbedeutung des Frachtwesens. Das Schriftchen bietet dem Laien eine elementare Orientierung über das gesamte Gebiet.

EINZELNES

Neuersehungen

Stadtbetrachtungen Eine Schrift Adolf Behnes Oranienburg als Beispiel für Stadtbetrachtungen, die soeben als Flugschrift des Dürerbundes erschien /München, Callwey/, soll eine Art Anweisung dafür sein, wie der Reisende eine Stadt anschauen soll. Behne schildert einen Besuch in Oranienburg. Sein Empfinden ist dabei so lebendig und schwingt so bewegt und leicht mit all jenen schnurrigen und feinen Reizen der kleinen Stadt mit, daß man schon gern bereit sein mag von ihm zu lernen, zumal nichts von Altklugheit oder Wohlweisheit in seiner Unterweisung steckt; er zeigt eben nur, wie außerordentlich glücklich er die Augen offen hält. Er betont aber auch eine ganze Reihe unterschieden wichtiger Momente für solch einen Städtebesuch. Zum Beispiel: Da die Stadt sich nur immer in einem Nacheinander zeigt, ist die Reihenfolge sehr von Bedeutung. Behne möchte am liebsten ihr entgegengehen. Er will die Bilder der sie umschließenden Landschaft in sich aufnehmen, will fühlen, wie das Tempo der Dinge zu der Stadt

hin wächst, und wie sie dann in gegenseitigem Wesenskonnex von ihr getragen wird. Vor allem fürchtet er das Hineinkommen durch die Eisenbahn, die einen nach einer gewissen Untätigkeit mit einem Schlag an dem beinahe bewegtesten Punkt der Stadt aussetzt. Diese Bahnhofsplätze sind immer beunruhigend, immer leidlich physiognomielos, weil sie nur die Verbindungspunkte mit den anderen Städten sind und eben nur in diesem Sinn geprägt. Behne führt uns nun durch kleine muntere und ordentliche Straßen bis hin zum Schloß, das klar, vornehm und gesund dasteht; in ehrfurchtsvollem Abstand dann die Zivilbauten, sehr bunt und lebhaft. Er zeigt an ihnen (und das scheint mir außerordentlich richtig), daß unsere Vorstellung, zu einer guten Architektur gehörten schöne Formen, ganz unrichtig sei, daß die bürgerliche Architektur mit einem Minimum, einem Nichts an Formen auskommen könne. »Nie wird ein lebloser Körper durch Formen edel, wohl aber vermag ein lebendiger Körper ohne jede Form schön zu wirken.« Ein anderes Prinzip, auf das Behne viel Wert legt: daß Kunst und Technik nicht in einem Ding lebendig zusammenwirken könnten, ist mir dagegen nicht einleuchtend und scheint mir auch mit dem ersten in einem gewissen Widerspruch zu stehen. Jedenfalls spricht aus dem Heftchen prachtvoll lebendig die gesunde Freude genießen zu können ohne den ganzen Apparat der Kunstgeschichte. Aber mir scheint diese Art des Sehens und Einlebens besonders glücklichen Zeiten vorbehalten, mit denen man nicht so ohne weiteres rechnen dürfte. Und wenn sie auch den besten Teil des Reisens bedeutet, so würde ich doch nicht auf Geschichte mit allem, was darum und daran hängt, verzichten wollen. Solch ein Verzicht liegt indessen gar nicht in der Absicht Behnes, der ja nur ein Beispiel, nicht ein Schema für Stadtbetrachtungen geben will. Jede Stadt will als ein Einzelding genommen sein; und je nach ihrem Wesen wird, das meint sicherlich auch Behne, der Gesichtswinkel zu wählen sein, unter dem man sie sich ansieht. So möchte ich dieses Büchlein Behnes als eine ausgezeichnete Anregung nehmen; nicht aber als eigentlichen Reiseführer, der vielmehr erst aus solchen Anregungen entstehen könnte.

Lisbeth Stern